

Himmel

Diskriminierung

So erleben ausländische Angestellte die Situation

Anarchie

Das kann daraus gelernt werden

Vorgestellt

Sein Team sorgt für Kulinarik an der Uni



cogito im Abo?

Das können Sie haben!

Einfach Abo online abschliessen, und Sie erhalten **cogito** ab der nächsten Ausgabe kostenlos zu Ihnen nach Hause geliefert.

www.unilu.ch/magazin-abo

Hohes Energieniveau

«Die Universität Luzern bewegt sich auf einem hohen Energieniveau»: Dieser vor rund einem Jahr am damaligen akademischen Feiertag gemachte Ausspruch von Rektor Bruno Staffelbach, hallt nach – es ist die perfekte Beschreibung des aktuellen Stands in Sachen Forschung an der Universität. So häuften sich in letzter Zeit die frohen Kunden über vom Schweizerischen Nationalfonds (SNF) bewilligte Forschungsprojekte von Luzerner Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern: Zum einen warben diese von der für die Grundlagenforschung massgebenden Förderungsinstitution für ihre Projekte 4,66 Mio. Franken ein. Zum anderen ist die Universität Luzern auch bei der zweiten Phase des Nationalen Forschungsschwerpunkts «on the move» dabei, diesmal mit politikwissenschaftlicher Forschung (siehe Artikel auf den Seiten 37 bis 39). Beides sehr schöne Erfolge.

Sinergia-Projekt unter Luzerner Leitung

Nun ist – kurz vor der Drucklegung – noch eine weitere überaus erfreuliche Neuigkeit dazugekommen: Die Universität Luzern hat vom SNF den Zuschlag als «Leading House» bei einem Sinergia-Projekt erhalten, das gab es noch nie! Im Rahmen von Sinergia wird die Zusammenarbeit von Forschungsgruppen gefördert, die interdisziplinär und mit Aussicht auf bahnbrechende Erkenntnisse forschen. Leiterin des auf vier Jahre angelegten und mit total 2,92 Mio. Franken dotierten Projekts «In the Shadow of the Tree» ist Marianne Sommer, Professorin für Kulturwissenschaften. Untersucht wird die enorme Vielfalt von Diagrammen, die seit dem Mittelalter in Westeuropa und in Räumen der europäischen Expansion verwendet wurden, um Verwandtschaft und Abstammung darzustellen. Die Studie verbindet kulturwissenschaftliche, wissenschaftshistorische und -philosophische sowie anthropologische Perspektiven und vereint Forschende der Universitäten Zürich, Basel und Exeter (GB)/Lübeck (DE). (Mehr dazu: www.unilu.ch/sinergia)

Projektstarts wohnt zweifellos ein Zauber inne, aber genau so schön sind natürlich die «Früchte», die Forschungsergebnisse. Dieser Bereich hat im Vergleich zur ersten «cogito»-Ausgabe noch Erweiterung erfahren – frohes und erkenntnismehrendes Entdecken!

Dave Schläpfer, Redaktion

4 Intro



8 Fokus Himmel

22 Forschung

40 Persönlich

56 Universität

62 Outro

Impressum

cogito

Das Wissensmagazin der Universität Luzern
Erscheinungsweise: zweimal jährlich
Nr. 2, Dezember 2018

Herausgeberin

Universität Luzern, Öffentlichkeitsarbeit
Leitung: Lukas Portmann

Redaktion

Dave Schläpfer

Gestaltung

Maurus Bucher

Bildquellen

Titelbild: Pius Amrein/LZ, Seite 7: Lorenz Fischer,
Seite 11: istock.com/ultraforma, Seite 22/25: istock.com/mediaphotos, Seite 29: photocase.de/HerrSpecht, Seite 54:
istock.com/RichVintage, Seite 62: istock.com/Yurchello108

Korrektorat

Mirjam Weiss

Druck

GammaPrint AG, Luzern

Inserate

Go! Uni-Werbung AG
www.go-uni.com, info@go-uni.com

Auflage

5500 Exemplare

Kontakt

Universität Luzern, Öffentlichkeitsarbeit
Frohburgstrasse 3, 6002 Luzern
magazin@unilu.ch

Abonnement

«cogito» kann kostenlos abonniert werden:
magazin@unilu.ch

Online

www.unilu.ch/magazin



Die Zahl



So viele wöchentliche Trainings bietet der Hochschulsport Campus Luzern (HSCL) im aktuellen Herbstsemester an. Zur Auswahl stehen über 90 Sportarten – von A wie Aikido über L wie Langlauf bis Z wie Zumba. Neu dabei in diesem Semester sind die Trainings M.A.X. plus und Smolball. In der kalten Jahreszeit dürfen natürlich auch Schneesportarten nicht fehlen. So gibt es beispielsweise Möglichkeiten zum Snowboarden im Schneesport-Camp Davos.

Der von Patrick Udvardi geleitete HSCL ist eine Abteilung der Universität Luzern. Er bietet sein Sportprogramm im Auftrag der drei Hochschulen auf dem Platz Luzern für deren Studierende und Mitarbeitende an – gesamtthaft mehr als 14 000 Personen.

Heute gelernt

Vermisst: die «Bib»

Als Rechtsstudentin verbringt man neben den Vorlesungen viel Zeit damit, Texte zu lesen, anzustreichen und zusammenzufassen. Viele von uns erledigen dies in der Bibliothek – so auch ich. Meistens versucht man, wegen seines Stammplatzes sicher um 8 Uhr in der «Bib» zu sein. Je näher die Prüfungen rücken, desto länger werden meine Bibliothekstage und desto höher fällt mein Kaffeekonsum aus. Die Bibliothek ist dann merklich voller, und es hängt ein Geruch von Verzweiflung in der Luft. Es scheint, als ob unser Leben nur noch aus dem Lernen in der «Bib», unserem zweiten Zuhause, bestehe.

Die Bibliothek gibt mir aber auch viel Unterstützung: weil ich angespornt werde, wenn ich meine Mitstudierenden ebenfalls am Lernen sehe, und weil ich weiss, dass ich mit meinen Sorgen nicht allein bin. Nach der Prüfungsphase gönnt man sich in der Regel eine wohlverdiente Pause. Es dauert bei mir aber nie lang, bis mich wieder ein seltsames Bedürfnis beschleicht. Und ich bin damit keineswegs allein. So schrieb mir eine Freundin: «Anna, ich vermisse d'Bib.» Ich konnte nicht anders, als ihr beizupflichten ...



Anna-Sophia Spieler
Bachelorstudentin der Rechtswissenschaft



Nicola Ottiger
Dozentin für Dogmatik
und Liturgiewissenschaft
am Religionspädagogischen
Institut (RPI)

Bild: Roberto Conciatori

 [www.unilu.ch/
nicola-ottiger](http://www.unilu.ch/nicola-ottiger)

Gelesen

Mystik – nicht anti-intellektuell

Im gefühlten Overload unserer Kommunikationsgesellschaft sind gewisse Bücher wie Inseln. Wann immer man sie zur Hand nimmt, führen sie einen zu sich selbst zurück. Das können ganz unterschiedliche Bücher sein. Ein Beispiel aus der spirituellen Abteilung ist für mich «Mystik und Widerstand» von Dorothee Sölle (1929–2003), mittlerweile ein Klassiker moderner spiritueller Literatur.

Sölles Buch ist eine Entdeckung für alle, die sich nicht für instantmässige Glücksversprechen interessieren und keinem als Selbsthilfe getarnten Ego-Trip verschreiben wollen. Die Autorin, eine der bekanntesten und profiliertesten Theologinnen des 20. Jahrhunderts, vertieft sich in die mystische Tradition des Christentums sowie anderer Kulturen und Religionen. Eine Fülle von Textzeugnissen erschliesst sie theologisch, aber in einer Sprache, die unmittelbar anspricht. Als «Orte» mystischer Erfahrung benennt sie die Natur, die Erotik, das Leiden, Gemeinschaft und Freude; in einem späteren Werk auch den Tod.

Mystik ist eine Kommunikation der anderen Art. Worte und Meinungen werden immer weniger im erfahrungsmässigen Zugang zum letztlich Unsagbaren. Dennoch schliesst die Erfahrung das Denken nicht aus. Sölle zeigt, dass mystisches Empfinden nicht anti-intellektuell ist und ebenso wenig nur private Innerlichkeit sucht. Mystik ohne Ethik wäre blosser Mystizismus. Die Überwindung der Selbstzentrierung führt zum Widerstand gegen alles, was die Würde von Menschen missachtet. Ein vielleicht unerwartetes Beispiel eines modernen Mystikers ist Dag Hammarskjöld, bis zu seiner Ermordung 1961 hochrangiger Politiker und Generalsekretär der UNO. Die nach seinem Tod gefundenen Tagebuchnotizen («Zeichen am Weg») beschreibt Sölle als ein eindrückliches Beispiel unter vielen.

Ich habe «Mystik und Widerstand» während meines Theologiestudiums von einem Freund geschenkt bekommen, notabene einem erklärten Agnostiker. Aber Sölle, das geht – gut sogar.



Dorothee Sölle
Mystik und Widerstand.
«Du stilles Geschrei»
Hamburg 1997
(Erstausgabe)



O-Ton

«Mich überraschte bei meinen Nachforschungen, dass es Frauen gibt, die aus religiösen Gründen Leihmütter werden.»

Anika König, Oberassistentin am Ethnologischen Seminar
«Sonntags-Blick», 4. November

«Die Doppelbödigkeit des Tanzes ist selbst heute faszinierend.»

Boris Previšić, SNF-Förderungsprofessor für Literatur- und Kulturwissenschaften
«Luzerner Zeitung», 6. November

«Es ist gar nicht sicher, in welcher Weise es den viel zitierten Werteverlust, ›Gläubigenmangel‹ und ›Priestermangel‹ wirklich gibt.»

Stephanie Klein, Professorin für Pastoraltheologie
«Pfarrblatt Bern», 14. November

Das Wort



Bild: Maurus Bucher

Fast alles, was wir im Alltag sagen, ist zwar unvollständig, dank Kontext aber trotzdem verständlich. Diesen Sachverhalt bezeichnet man in der Soziologie als **Indexikalität**. Die Aussage «Bis zum Abschluss brauche ich unbedingt noch zwei Social Credits» ist zum Beispiel indexikalisch: Um sie zu verstehen, hilft es, mit dem Studienreglement der Universität Luzern vertraut zu sein. Und zu wissen, dass sie von einer Studentin dieser Bildungseinrichtung stammt und nicht von einer chinesischen Staatsbürgerin. Indexikalische Formulierungen sind ein Segen und ein Fluch zugleich: Sie erlauben eine sparsame Ausdrucksweise und geschmeidige Kommunikation. Allerdings drohen aber auch permanent Missverständnisse (wenn man Sinn unterschiedlich ergänzt) oder Exklusionserfahrungen (wenn man nicht die Mittel hat, Sinn zu ergänzen, und bei Social Credits nur Bahnhof versteht).

Luca Tratschin
Oberassistent am Soziologischen Seminar



Fundstück

«*Bergpredigt*» des Dekans

Vor 25 Jahren, am 1. Dezember 1993, wurde mit und an der Universitären Hochschule Luzern die Geisteswissenschaftliche Fakultät gegründet. Damit erfolgte die Grundsteinlegung für die heutige Kultur- und Sozialwissenschaftliche Fakultät. Die neue Fakultät ging aus dem Philosophischen Institut an der damaligen Theologischen Fakultät Luzern hervor und war mit drei Professuren ausgestattet: Philosophie (Karen Gloy), Geschichte (Guy P. Marchal) und Religionswissenschaft († Otto Bischofberger).

«Typisch für jene unsichere Frühzeit»

Guy P. Marchal, bis zu seiner Emeritierung 2003 Geschichtspräsident an der Universität Luzern und Gründungsdekan der Fakultät von 1993, erinnert sich anhand der obigen Fotografie an jene

Anfangszeit – Marchal ist auf dem Bild rechts mit heller Schirmmütze zu sehen: «Die Aufnahme entstand auf einem der jährlich während des Sommersemesters durchgeführten, jeweils in die Innerschweizer Berge führenden Ausflüge der noch jungen Fakultät. Das genaue Jahr lässt sich nicht mehr eruieren, jedenfalls waren wir hier auf Trübsee.» Unterwegs habe er als Dekan jeweils eine seiner intern als «Bergpredigten» bekannt gewordenen kurzen Ansprachen «über die Situation der fragilen Fakultät und die möglichen Zukunftsaussichten» gehalten, «wobei immer die Wanderung als Metapher diente». Der in diesem Jahr 80 gewordene Historiker meint, auf die langwierige Entstehungsgeschichte der in ihrer heutigen Form im Jahr 2000 gegründeten Universität Luzern Bezug nehmend: «Das Bild ist typisch für jene unsichere Frühzeit.»

Fokus: Himmel

Himmel – ein zweifellos stark religiös aufgeladener Begriff. Diese Facette, aber auch andere assoziativ mit diesem Begriff verbundene Aspekte sind auf den nachfolgenden Seiten Thema des Schwerpunkts dieser Ausgabe, betrachtet aus soziologischer, wirtschaftswissenschaftlicher und aus juristischer Warte.





«**Jede Stadt hat einen eigenen Umgang mit dem aufragenden Bautyp**»

Interview: Robert Bossart

Spaziergangswissenschaft: Das tönt gemütlich, dahinter steckt aber viel Arbeit. Andrea Glauser hat in ihrer Habilitationsschrift das vertikale Bauen in Wien, London und Paris einer soziologischen Analyse unterzogen. Und dabei auch Erkenntnisse für die Schweiz gewonnen.

Andrea Glauser, «Himmelsstürmer sind wieder in» – so beginnt Ihr Buch «Vertikales Bauen in Europa». Darum untersuchten Sie, wie der Hochhausbau interpretiert wird und welche Bedeutung man ihm zumisst. Sie haben dazu Wien, Paris und London unter die Lupe genommen. Welche Hauptpunkte haben sich in Ihrer Forschung herausgeschält?

Andrea Glauser: Das Hochhaus hat sich in den letzten rund hundert Jahren weltweit verbreitet und ist Inbegriff einer globalen Architektur. Es wäre jedoch stark verkürzt, diese Verbreitung schlicht mit einer Uniformung von Stadtbildern gleichzusetzen, wie dies häufig gemacht wird. Jede Stadt hat einen eigenen Umgang mit dem aufragenden Bautyp, was sich an Paris, Wien und London gut aufzeigen lässt. Die lokal unterschiedlichen Gebrauchs- und Rezeptionsweisen führen dazu, dass die weltweite Durchsetzung des Hochhauses in paradox anmutender Weise sowohl Angleichung als auch Diversifizierung bedeutet.

Wie unterscheiden sich die drei Städte?

In London ist die Idee vom Hochhaus eng ans Bild der «Global City» gekoppelt; die Türme sollen

demonstrieren, dass die Stadt in der Finanzindustrie eine herausragende Rolle spielt, wobei das Konzept der «Global City» eine Art Ersatznarrativ für den nicht mehr vorhandenen Status als «Heart of the Empire» ist. Deshalb sind die hohen Türme mitten in der Stadt erwünscht. Ganz anders in Paris: Dort verbindet man mit den Türmen primär die Befürchtung, dass sie der Schönheit der Stadt schaden könnten. In der französischen Kapitale ist die Vorstellung verbreitet, dass Paris die schönste Stadt der Welt sei, und dies macht sich auch in den Diskussionen über Architektur bemerkbar. Heute werden Hochhäuser ausschliesslich am Stadtrand und in Form von Einzelmonumenten gebaut und von der Stadtregierung als künstlerischer Beitrag zum Stadtbild legitimiert. Das war früher anders: In den 1950er- bis 1970er-Jahren sind in Paris zahlreiche Hochhäuser in den äusseren Arrondissements errichtet worden, um der grassierenden Wohnungsnot entgegenzuwirken. Diese Baupraxis wird heute weithin problematisiert und die Bewohnerinnen und Bewohner dieser Siedlungen werden stigmatisiert.

Wofür stehen die Hochhäuser in Wien?

In Wien hatten sie nie einen solch schlechten Ruf

Blick auf den Distrikt «City of London»: Die Türme sollen demonstrieren, dass die Stadt in der Finanzindustrie eine herausragende Rolle spielt.





An der Siedlung Alt-Erlaa im Süden Wiens zeigt sich: Grosssiedlungen am Rande der Stadt sind, anders als häufig behauptet, keineswegs zwangsläufig zum Scheitern verurteilt.

Bild: Hertha Hurnaus

wie in Paris. Nach dem Fall des Eisernen Vorhangs und mit dem Beitritt Österreichs zur Europäischen Union setzte ein Bauboom ein, es entstand eine richtige Hochhauseuphorie, geprägt von einem Gefühl des Nachholbedarfs. Die neuen Türme sind in Wien vor allem ein Symbol von wiedererlangter Zentralität und Modernität. Zudem werden in Wien, ganz anders als in Paris, auch Hochhäuser früher Bauphasen mehrheitlich positiv wahrgenommen, was unter anderem mit der Bedeutung des «Roten Wiens» zu tun hat. Die Stadt Wien hat in den 1920er- und frühen 1930er-Jahren intensiv und mit grosser internationaler Resonanz kommunalen Wohnungsbau als Sozialpolitik betrieben. Es entstanden zahlreiche Wohnungen, verknüpft mit Gemeinschaftseinrichtungen, basierend auf innovativen architektonischen Entwürfen und ohne Berührungsgängste, auch nach oben zu bauen.

In der Nachkriegszeit haben sich Architekten immer wieder auf diese «Tradition» berufen, vor allem Harry Glück beim Bau der Siedlung Alt-Erlaa – einem Projekt des sozialen Wohnungsbaus in Form einer Satellitenstadt, die in den 1970er- und 1980er-Jahren im Süden Wiens errichtet wurde. Diese Siedlung ist vor allem bekannt für ihre Schwimmbäder auf den Dächern, die zahlreichen weiteren Begegnungsräume und allgemein ihre «Bewohnerfreundlichkeit». Sie erfreut sich grosser Beliebtheit und macht deutlich, was (auch) im Rahmen des sozialen Wohnungsbaus möglich ist. Grosssiedlungen am Rande der Stadt sind, anders als häufig behauptet, keineswegs zwangsläufig zum Scheitern verurteilt.

Welche Erkenntnisse haben Sie für die Schweiz gewonnen? Auch hierzulande ist das Hochhaus ja ein wichtiges Thema.

Ja, auch wenn in der konkreten Baupraxis eher Zurückhaltung vorherrscht, haben mittlerweile nahezu alle Städte Hochhauskonzepte ausgearbeitet. Auffallend ist, dass in der Schweiz das vertikale Bauen vor allem als Mittel gegen die Zersiedlung diskutiert wird. Es lässt sich jedoch mit dem Hochhausbau nicht ohne weiteres verdichten. Das hat vor allem damit zu tun, dass die Aus-

nutzungsziffern der Grundstücke baurechtlich fixiert sind. Es gibt Bestrebungen, solche Bestimmungen aufzuweichen. Aber in der aktuellen Situation hat das Argument der Verdichtung häufig rein legitimatorischen Charakter – ohne zu halten, was es verspricht. Eine zweite Haupteigenkenntnis ist, dass neben der Verdichtungsfrage häufig einseitig über Visuelles gestritten wird.

Ist das nicht verständlich, schliesslich prägen Türme das Stadtbild?

Das stimmt, dennoch ist es nicht das einzige Kriterium, ob eine Stadt lebenswert und urban im Sinne von gestaltbar ist. Die Frage der Nutzung wird häufig ausgeklammert.

Weil ohnehin meist teure Büros, vielleicht noch mit einer exklusiven Bar auf dem Dach, entstehen. Hochhäuser sind nur etwas für zahlungskräftige Kundinnen und Kunden ...

Diese fatalistische Haltung herrscht heute tatsächlich über weite Strecken vor. Hochhausprojekte sind meist stark geprägt durch Kapitalinteressen. Ich stelle da auch eine gewisse schizophrene Haltung fest, die allerdings typisch ist für unsere Zeit: Hochhäuser sollen künstlerischen Ansprüchen genügen, weshalb nicht selten Stararchitekten beauftragt werden. Gleichzeitig haben diese Bauten auch eine ausgeprägte, wenn auch keineswegs immer «rationale» ökonomische Logik, was dazu führt, dass die Nutzung sehr einseitig ist.

Liegt das wegen der hohen Kosten nicht in der Natur der Sache?

Es wird häufig – nicht zuletzt auch in der Stadtplanung – behauptet, dass es «halt» nicht anders gehe, aber dieses Argument ist zu hinterfragen. Bei solch auffälligen Bauten besteht auch ein öffentliches Interesse. Darum sollte mehr möglich sein als ein kommerzialisierter Zugang zur Dachterrasse. Zudem ist eine einseitige Nutzung durch Büros, Hotels und Luxuswohnungen schlicht

Andrea Glauser

Privatdozentin; Lehrbeauftragte am Soziologischen Seminar, im akademischen Jahr 2017/2018 Vertretung der Professur für Soziologische Theorie und Allgemeine Soziologie


 www.unilu.ch/andrea-glauser



Bild: Nelly Rodriguez

langweilig. Es wäre wichtig, dass sich die Debatten vermehrt auch um andere Nutzungen sowie Finanzierungsformen drehen und so Möglichkeitsräume erweitert werden.

Wie sind Sie bei Ihrer Forschung vorgegangen?

Ich bin erstmal während eines Jahres sehr viel zu Fuss unterwegs gewesen. Dabei wandte ich die Methode der Promenadologie oder Spaziergangswissenschaft an: Ich habe mir ein Bild von der gebauten Form der Stadt und den charakteristischen Sichtbeziehungen verschafft. Dann führte ich Gespräche mit Stadtplanerinnen, Denkmalpflegern, Architekten und Stadtforscherinnen durch und habe Dokumente wie Baugesetze, Hochhausleitbilder, politische Positionspapiere und Medienberichte analysiert. Es ging mir darum zu erfahren, wie in den Städten Wien, London und Paris Experten die Hochhausfrage wahrnehmen und prägen und welches Bild vom vertikalen Bauen in den politischen Diskussionen vorherrschend ist.

Schliesslich habe ich die gewonnenen Erkenntnisse zu Stadtporträts zusammengefügt. Mein Ansatz war es, zu verstehen, was da passiert, und die

Unterschiede zwischen den Städten nachvollziehbar zu machen. Es ging darum, Reflexionswissen zu erstellen.

Ist Ihre Arbeit eine Handlungsanleitung für Stadtplanerinnen und -planer?

Nein, aber das Buch soll zum Reflektieren anregen, was auch für die Praxis wichtig ist. Etwa, wenn es darum geht, Scheuklappen loszuwerden.

Scheuklappen?

Die Beobachtungsfelder der Akteurinnen und Akteure vor allem aus der Stadtplanung sind bei allen drei von mir untersuchten Städten bemerkenswert eng gesteckt. Es herrschen eingeschlifene Blickrichtungen vor mit Bezugnahmen, die scheinbar selbstverständlich sind und kaum begründet oder hinterfragt werden. Das heisst: Jede Stadt vergleicht sich nur mit einigen wenigen anderen Metropolen, Akteure in Paris beispielsweise schauen (fast) immer nur nach London. Dabei könnte ein erweiterter Blick gerade auch auf Baupraktiken ausserhalb Europas inspirierend und lehrreich sein. Es herrscht generell ein sehr enger Fokus vor, wenn es um das vertikale Bauen geht. Das ist mehrheitlich auch in der Schweiz so.

Was ist das Soziologische an Ihrer Analyse?

Jedes Bauen eröffnet Handlungsmöglichkeiten, aber es bedeutet auch eine Limitierung. Ein Bau bleibt meist jahrzehntelang bestehen und prägt unser soziales Leben auf vielfältige Weise mit. Deshalb ist es besonders relevant, Architektur (auch) aus soziologischer Perspektive zu untersuchen. Ich setzte meinen Fokus auf die vorherrschenden Stadtbilder – die zeit- und stadtspezifischen Vorstellungen, die dem Bau von Hochhäusern an unterschiedlichen Orten zugrunde liegen und für das Verständnis dessen, weshalb wo welche Türme (nicht) in den Himmel wachsen, unerlässlich sind. Zudem kann man durch die Auseinandersetzung mit Hochhausdebatten einiges über die jeweilige Stadt sowie über aktuell wirksame Gesellschaftsbilder lernen.



Andrea Glauser habilitierte sich 2017 an der Universität Luzern. Ihre Habilitationsschrift **Vertikales Bauen. Eine soziologische Analyse** erschien kürzlich im Verlag Campus, Frankfurt am Main.


Die Bibel – vom Himmel gefallen?

Text: Veronika Bachmann

Man mag die Bibel als «Wort Gottes» verstehen.
Vom Himmel gefallen ist sie deswegen nicht.
Erläuterungen dazu aus den Bibelwissenschaften.



Veronika Bachmann
Lehrbeauftragte für Altes Testament und Dozentin am Religionspädagogischen Institut (RPI)

 [www.unilu.ch/
veronika-bachmann](http://www.unilu.ch/veronika-bachmann)

Mose, der auf dem Berg Sinai steht und von Gott Weisungen empfängt: Diese Szene prägt bei vielen unterschwellig das Gesamtverständnis der Bibel. Sie scheint «vom Himmel gefallen» zu sein, und zwar nicht zum Vergnügen der Menschen, sondern um ihnen vorzuschreiben, wie man leben soll. Gewisse Kreise berufen sich denn auch gerne auf die Bibel, um etwa gegen Homosexualität oder gegen die Gleichstellung von Mann und Frau anzureden. All das hat wenig mit einem akademischen Blick auf die Bibel zu tun. Auch das offizielle römisch-katholische Verständnis ist ein anderes.

Eine ganze Bibliothek

Wenn man von Bibel spricht, gilt es zuerst zu klären, wessen Bibel man meint. Im Judentum nennt man die Bibel auch Tanak (Aussprache: *Tanach*). Tanak ist ein aus den Konsonanten «t», «n» und «k» zusammengesetztes Kunstwort. Es umschreibt sowohl den Umfang der Buchsammlung als auch die Anordnung der Bücher innerhalb dieser Sammlung. «T» steht für die fünf Bücher der Tora, «n» für die Bücher der Prophetie (hebräisch: *nebiim*) und «k» für weitere «Schriften» (hebräisch: *ketuvim*). Abgesehen von einigen aramäischen Passagen sind alle Tanak-Schriften auf Hebräisch abgefasst. Auch der im Christentum etablierte Begriff Bibel verweist darauf, dass es beim «Buch der Bücher» um eine ganze Bibliothek geht. Er leitet sich vom griechischen *biblia*, dem Plural von *biblion* («Schrift/Buch») ab. Erst

über den latinisierten Begriff *biblia* wurde es üblich, von Bibel im Singular zu reden.

Was gehört zum Alten Testament?

Im Unterschied zum Tanak enthalten christliche Bibeln zwei grosse Buchsammlungen, traditionell Altes Testament und Neues Testament genannt. Während man sich bei Letzterem relativ einig ist, welche Schriften dazugehören, gehen die Meinungen beim Alten Testament auseinander. Das römisch-katholische Alte Testament umfasst zum Beispiel mehr Schriften als das Alte Testament der Zürcher Bibel, die sich gemäss reformierter Tradition im Umfang (aber nicht in der Anordnung der Bücher) an den Tanak hält. Bei römisch-katholischen sowie christlich-orthodoxen Bibeln kommen Texte hinzu, die im 3.–1. Jh. v. Chr. auf Griechisch verfasst wurden.

Viele Jahre dazwischen

Wie jede Bibliothek enthält die Bibel Bücher aus unterschiedlichen Zeiten. Die Texte des christlichen Neuen Testaments sind ab zirka 50 n. Chr. innerhalb von rund 60 Jahren entstanden. Beim Alten Testament liegen zum Teil mehrere Jahrhunderte zwischen einzelnen Texten. Gewisse Bücher weisen eine längere interne Wachstumsgeschichte auf. Ihre Endform haben die meisten alttestamentlichen Schriften zwischen dem 6. und dem 2. Jh. v. Chr. erhalten.



Mose empfängt die Gesetztafeln:
Stich aus der weit verbreiteten und
noch heute gerne nachgedruckten
«Bibel in Bildern von Julius Schnorr
von Carolsfeld» von 1860.

Nicht Gott, sondern zahlreiche Menschen haben die Bibeltexte geschrieben. Die Schriften lassen sich als Reflex auf historische Kontexte verstehen und gehören unterschiedlichen Textgattungen an. Neben Poesie und weisheitlicher Spruchliteratur enthält die Bibel etwa Gebete, Briefe und Erzählungen, wobei das Erzählen unterschiedliche Ziele verfolgen kann. Die vier Jesus-Biographien, bekannt als «Evangelien», gehen weniger der Frage nach, wie Jesus von Nazaret wirklich gelebt hat, sondern bieten primär eine Deutung seines Lebens und seiner Rolle. Einige Gattungen liegen zudem in andere verschachtelt vor, so etwa die Weisungen, die Mose und sein Volk innerhalb der grossen Erzählung vom Auszug aus Ägypten offenbart bekommen. Wer meint, es gelte sie 1:1 umzusetzen, ignoriert erstens den Erzählzusammenhang, zweitens die Frage nach Sinn und Zweck der Gesamterzählung.

Theologisieren durch Erzählen

In der Bibel nimmt das Erzählen viel Raum ein – von Menschen, ihren Nöten und Freuden, ihren Visionen und Hoffnungen, aber auch von ihrem Scheitern. Dies verbindet auch das christliche Alte und Neue Testament. Aus heutiger Perspektive mag befremdlich wirken, dass Gott meist selbstverständlich im Spiel ist: als Gegenüber, dem Ermutigendes, Kritisches, teils auch Selbstkritisches in den Mund gelegt wird, manchmal auch als Gegenüber, das schweigt und rätselhaft bleibt. Die Bibel strotzt vor dem, was man «narrative Theologie» nennt. Nicht das Auftischen von Offenbarungen ist hier der Punkt, sondern das Ringen darum, was jenseits von Scheinordnungen wahrhaftig ist und Menschen heilvoll zusammenhält. Weil dies alles nicht in Form eines Traktates geschieht, sondern in Form von Dichtung, gehören Inkohärenzen und Widersprüchlichkeiten mit dazu.

Menschlich und doch «Wort Gottes»

Im Laufe des 20. Jh. unterstrich auch die römisch-katholische Kirche, dass die Bibel nicht als vom Himmel gefallen zu verstehen ist. In der Konstitution «Dei Verbum» von 1965 heisst es: «Da Gott in der Heiligen Schrift durch Menschen nach Menschenart gesprochen hat, muss der Schrifterklärer, um zu erfassen, was Gott uns mitteilen wollte, sorgfältig

***Wenn man von Bibel spricht,
gilt es zuerst zu klären,
wessen Bibel man meint.***

erforschen, was die heiligen Schriftsteller wirklich zu sagen beabsichtigten und was Gott mit ihren Worten kundtun wollte.» (DV 12) Eine solche Formulierung bietet Hand, das «Menschliche» der Bibeltexte anzuerkennen und dennoch am Anspruch festzuhalten, dass sie für die Glaubensgemeinschaft «Wort Gottes» sind, also eine besondere Autorität und Dignität besitzen. Die Bibelwissenschaften bauen auf dieser Einsicht auf. Zentral bleibt die Erforschung der historischen Kontexte der biblischen Bücher. Literaturwissenschaftliche Methoden helfen, die Texte fundiert als Literatur zu erschliessen. Schliesslich zeigt der Zweig der Rezeptionsgeschichte auf, wie mit Bibeltexten im Laufe der Zeit umgegangen wurde: Missbrauchte man sie immer wieder zur Legitimierung von Sklaverei und patriarchalen Strukturen, so lassen sich durchaus auch befreiend-widerständige Traditionen des Bibellesens wiederentdecken.



Der Paragraph fliegt mit

istock.com/phive2015

Text: Viola Heutger

Ab wann besteht bei Flugverspätungen ein Anspruch auf eine Entschädigung? Und wie kommt man zu dieser? Die derzeitige Situation zeigt, dass im Bereich der Fluggast-Reiserechte eine weitere Entwicklung durch Gesetze und Rechtsprechung Not tut.

Flughafen Zürich im April dieses Jahres: Mit meinem digitalen Boardingpass checke ich ein. In zwei Stunden soll meine Maschine nach Amsterdam fliegen. Ich nutze die Zeit, um im Wartebereich einen Text korrekturzulesen; auf der Anzeigetafel ist mein Flug mit der gleichen Uhrzeit wie auf meinem Boardingpass vermerkt. Mein Handy brummt, eine SMS meiner Airline kommt rein und ich lese, dass mein Flug verspätet ist. Neue Abflugzeit: 1 Stunde und 10 Minuten später. Auf der Anzeigetafel ist diese Verspätung noch nicht vermerkt. Dort erscheint sie erst fünfzehn Minuten später. Während die Flugzeit auf der Website des Flughafens noch immer nicht angepasst ist, steht auf der Website der Airline bereits, dass der Flug mehr als 2 Stunden Verspätung haben werde.

Extra-Flugzeit bereits eingerechnet

Ich harre der Dinge und lese weiter. Nach 2 Stunden und 35 Minuten Verspätung ist es endlich Zeit zum Einchecken. Man merkt schon eine gewisse Ungeduld beim sehr freundlichen Fluggesellschaftspersonal. Schnell gehen die Türen zu. Und nach Freigabe der Startbahn sind wir auch schon in der Luft. Mittlerweile ist die Verspätung auf 3 Stunden und 5 Minuten gegenüber der geplanten Startzeit angewachsen. Die Reisedauer wurde von der Airline mit 1 Stunde und 20 Minuten sehr grosszügig berechnet. Die Windverhältnisse sind normal, die reguläre Flugzeit beträgt 1 Stunde. Mit der Extrazeit schützt die Airline sich im Verspätungsfall. Mit einer Verspätung von 2 Stunden und 45 Minuten landen wir in Amsterdam, allerdings muss das Flugzeug nun noch von der

sogenannten Polderbaan bis hin zum Hauptgebäude fahren. Nach 2 Stunden und 55 Minuten hören wir den Kapitän sagen: «Doors may be opened.» Nach 2 Stunden und 56 Minuten geht die Flugzeugtür auf. Ich sass in Reihe 23 und kam erst nach über 3 Stunden aus dem Flugzeug.

Es gibt Gerichtsentscheide des Europäischen Gerichtshofs (EuGH), in denen steht, dass ab einer Ankunftsverspätung am Zielort von mindestens 3 Stunden eventuell ein Anspruch auf eine Ausgleichszahlung besteht. Hätte ich wohl eine Chance auf eine Entschädigung? Wann liegt eine dreistündige Verspätung vor? Dafür bedarf es der Rechtsprechung; so stellte der Europäische Gerichtshof (C 452/13) fest, dass die drei Stunden anhand des Öffnens mindestens einer Flugzeugtür und der Möglichkeit des Verlassens des Flugzeugs durch eine erste Passagierin, einen ersten Passagier zu bestimmen sind. Das war in meinem Fall unter drei Stunden, auch wenn ich selber aufgrund meines Sitzplatzes in einer der hinteren Reihen erst viel später aussteigen konnte. Somit stand mir kein Anspruch auf Entschädigung zu, obgleich ich de facto erst nach über drei Stunden in der Lage war, das Flugzeug zu verlassen.

Oft Abspeisung mit Standard-E-Mails

Nehmen wir nun einmal an, dass ich drei Stunden Verspätung gehabt hätte und mir eventuell ein Recht auf eine Ausgleichszahlung zugestanden hätte. Was hätte ich dann tun müssen? Angenehm wäre es schon, nach einer langen Reise, die mit viel Verspätung einherging, zumindest finanziell entschädigt zu werden. In der Praxis ist es recht schwierig, tatsächlich eine Entschädigung zu erhalten. Die Airlines arbeiten nicht wirklich mit, meist gibt es keine einfach auszufüllenden Formulare, sondern es wird erwartet, dass die Reisenden ihre schriftliche Beschwerde selber einreichen. Oft kommen dann nur standardisierte E-Mails zurück, aber eine Überweisung des Geldes bleibt aus.

Aus diesem Grund haben sich viele private Anbieter gefunden, die für den Reisenden die Schadenssummen einfordern. Das erscheint sehr an-

genehm, einem anderen alle Formulare, Reisebelege und Buchungsbedingungen vorzulegen und ihm die Arbeit zu überlassen. Für diese Hilfestellung werden zwischen 25 und 35 Prozent der Summe zuzüglich Mehrwertsteuer, die im Erfolgsfall ausgezahlt wird, von dem jeweiligen Anbieter einbehalten. Auf den ersten Blick scheint das ein faires Angebot und zeigt, dass der Markt sich selbst reguliert und neuen Dienstleistungen einen Raum bietet. Allerdings müssen wir uns die Frage stellen, was der Gedanke von Verbraucherschutz und der Zweck von Fluggast-Rechten ist. Sollte eine Verbraucherin, ein Verbraucher nicht selbstständig oder freiwillig zusammengeschlossen im Rahmen einer Verbraucherschutzvereinigung agieren können?

Reisende in passive Rolle versetzt

Verbraucherschutz hat als Ziel, dass Verbraucherinnen und Verbraucher durch gute Informationen mündig sind und proaktiv auftreten, eigenständig Entscheidungen treffen und sich selbst um ihre Rechte kümmern können. Finanzielle Entschädigungen sollten ihnen ganz zugutekommen und nicht mit Dienstleistern geteilt werden müssen, die eine Marktlücke füllen, die durch unzureichende Gesetze entstanden ist. Der Reisende wird durch die Intervention der Dienstleister, die sich um die Auszahlung der Ausgleichssummen im Fall einer Verspätung kümmern, in eine passive Rolle versetzt und ist nicht der selbstständig agierende Vertragspartner des Reisebüros oder der Airline. Im Ergebnis führt das dazu, dass der Verbraucher nicht die Summe erhält, die ihm zukommen könnte. Das ist nicht der Gedanke eines umfassenden Verbraucherschutzes. Das Dazwischentreten externer Dienstleister zeigt, dass es einer weiteren Entwicklung durch Gesetze und Rechtsprechung im Bereich der Fluggast-Reiserechte bedarf. Die bisherige Rechtslage ist nur bedingt erfolgreich und bietet dem individuellen Verbraucher nicht den Schutz, den man sich erhofft. Übrigens ist die Rechtslage wieder ganz anders, wenn statt Personen Güter befördert werden. Das ist genau der Forschungsschwerpunkt der Kompetenzstelle für Logistik und Transport (KOLT) an der Universität Luzern, an der ich seit zwei Jahren arbeite.



Viola Heutger

Privatdozentin; Forschungsmitarbeiterin Privatrecht, Rechtsvergleichung, Internationales Privatrecht und Europarecht

 www.unilu.ch/viola-heutger

Wie das Wetter Hotelbewertungen systematisch verzerrt

Text: Leif Brandes Illustration: Sarah Furrer

An Sonnentagen sind viele Menschen in einer besseren Stimmung und zufriedener mit ihrem Leben als an Schlechtwettertagen. Beeinflusst das aktuelle Wetter daher vielleicht auch die Beurteilung von vergangenen Ereignissen wie Hotelaufenthalten?



Leif Brandes
ordentlicher Professor
für Betriebswirtschafts-
lehre

 [www.unilu.ch/
leif-brandes](http://www.unilu.ch/leif-brandes)

 **Arbeitspapier**
«Reisebewertungen»
[www.unilu.ch/
magazin-extra](http://www.unilu.ch/magazin-extra)

Die Aussicht auf Ferien ist ein schöner Gedanke – wenn da nur nicht die Suche nach dem richtigen Hotel wäre. Nicht wenige suchen für ihren Aufenthalt nach dem «Himmel auf Erden» (Titel einer TripAdvisor-Bewertung). Wie soll man vor Reiseantritt wissen, in welchem Hotel das Personal freundlich, das Essen schmackhaft und die Lage perfekt ist?

Stark genutzte Orientierungshilfe

Um diese Fragen zu beantworten, besuchen Reisende häufig Hotelbewertungsportale wie TripAdvisor, Expedia oder HolidayCheck. Auf diesen Websites findet man mit wenigen Klicks für fast jedes Hotel in fast jedem Land die gesammelten Erfahrungen, Meinungen und Bilder früherer Reisender. Es scheint, der Weg zum Traumhotel könnte nicht einfacher sein, denn wer wäre besser geeignet zum Informationsaustausch als Personen, die bereits vor Ort waren? Es überrascht daher nicht, dass gemäss einer Umfrage im Jahr 2017 91 Prozent der Kundinnen und Kunden angeben, Produktbewertungen im Internet zu lesen. 84 Prozent gaben an, diesen Bewertungen genauso zu vertrauen wie den Empfehlungen von Freundinnen und Freunden.

Was aber widerspiegeln Hotelbewertungen wirklich? Tatsächlich nur die persönliche Reiseerfahrung oder auch andere Aspekte, die vielleicht gar nichts mit

dem Urlaub zu tun gehabt haben? Dieser Frage gingen mein Kollege Yaniv Dover von der Hebrew University in Jerusalem und ich in einer kürzlich veröffentlichten Studie nach.

Informativität nicht immer gegeben

Aus theoretischer Sicht sind Hotelbewertungen unter drei Bedingungen informativ für die Hotelqualität. Erstens müssen die Bewertungen von echten Reisenden stammen. Zweitens müssen gute, moderate und schlechte Erfahrungen gleichermassen von Reisenden geteilt werden. Drittens dürfen Bewertungen nicht durch Aspekte verzerrt sein, die für die Erfahrungen und Entscheidungen zukünftiger Reisender irrelevant sind.

Bisherige Studien hatten bereits gezeigt, dass die ersten beiden Bedingungen durch sogenannte Fake Reviews und einer Tendenz, Extremmeinungen eher zu teilen, häufig nicht erfüllt sind. Was uns interessierte, war die Frage, ob wir auch die dritte Annahme empirisch widerlegen können. Um dieser Frage nachzugehen, wählten wir einen Faktor, der mit der eigentlichen Urlaubserfahrung nichts zu tun gehabt haben konnte: das Wetter am Wohnsitz der Reisenden in der ersten Woche *nach Reiseende*. Beeinflusst das Wetter die Bewertungsabgabe systematisch? Das klare Ergebnis unserer Studie: ja!



Regen beeinflusst Bewertung

Für unsere Studie untersuchten wir mehr als eine Million Hotelbuchungen, die zwischen 2003 und 2012 von Reisenden mit deutschem Wohnsitz bei einem führenden internationalen Reiseportal getätigt worden waren. Für jede dieser Buchungen verfügten wir über detaillierte Informationen über das gewählte Reiseziel, den Zeitpunkt und die Dauer des Aufenthalts sowie über den Wohnsitz der Reisenden. Für die 70 000 daraus resultierenden Hotelbewertungen hatten wir zudem detaillierte Angaben über den Zeitpunkt der Bewertungsabgabe und den Bewertungsinhalt. Diesen Datensatz ergänzten wir um tägliche Wetterinformationen von knapp 1200 Stationen des Deutschen Wetterdienstes (DWD). Dabei fokussierten wir auf vier Typen von Wetterbedingungen: kein Niederschlag, Regen, Schnee, Schneeregen.

Um den Einfluss des Wetters auf die Bewertungsabgabe zu bemessen, betrachteten wir für jede Buchung die ersten sieben Tage nach Reiseende. Im Vergleich zu Tagen ohne Niederschlag am Wohnsitz wiesen Tage mit Niederschlag eine um 6 bis 9 Prozent höhere

Bewertungswahrscheinlichkeit auf. Unser Ergebnis lässt sich primär mit den gesunkenen Opportunitätskosten durch schlechtes Wetter erklären: Regnet oder schneit es draussen, bleiben viele Leute lieber drinnen – und surfen im Internet.

In einer zweiten Analyse verglichen wir den Inhalt derjenigen Bewertungen, die an Tagen mit Niederschlag verfasst worden waren, mit denen, die an Tagen ohne Niederschlag verfasst worden waren. Unsere Ergebnisse zeigten, dass insbesondere Regen einen systematischen Einfluss auf den Bewertungsinhalt hatte: Diese Bewertungen waren im Durchschnitt nicht nur etwas negativer in der Bewertungsnote (um 0,03 Punkte), sondern wiesen auch mehr negative Wörter in der Textbeschreibung auf (ein Anstieg um 2,5 Prozent). Diese Effektgrößen gewinnen an Bedeutung, wenn man weiss, dass ein Drittel der besten Hotels nur maximal 0,13 Punkte auseinanderliegt. Die Effekte selbst lassen sich am besten mit einem unbewussten Einfluss des Wetters auf die Stimmung der Bewertenden erklären. Der Effekt von Regen auf die Hotelbewertung war besonders stark, wenn die Reisenden

nur kurz vor Ort gewesen waren und somit relativ wenig Informationen über das Hotel besaßen. Bei mehrwöchigen Aufenthalten verschwand der Effekt hingegen gänzlich.

Bedeutung für Praxis und Forschung

Unsere Studie zeigt, dass die Verfügbarkeit und der Inhalt von Hotelbewertungen systematisch von Faktoren beeinflusst werden, die nichts mit der Hotelqualität zu tun haben. Dies ist zugleich für Praxis und Forschung relevant: Erstens impliziert der positive Zusammenhang zwischen Niederschlag und Bewertungsabgabe, dass es für Hotels in diesem langen, warmen und sehr trockenen Sommer etwas schwieriger gewesen ist, Bewertungen zu sammeln. Zweitens zeigt der negative Effekt von Regen auf den Bewertungsinhalt, dass die verfügbaren Bewertungen keine zuvor gefestigten Meinungen widerspiegeln, sondern dass sich die finale Meinung erst zum Zeitpunkt der Bewertungsabgabe bildet. Ein bisschen mehr Vorsicht und ein bisschen weniger blindes Vertrauen in die Bewertungen von Fremden könnten daher der erste Schritt sein beim nächsten Versuch, den «Himmel auf Erden» zu erleben.

Ein Barometer für die ***Arbeitszufriedenheit***



Interview: Nicole Aeschlimann

Der «Schweizer Human-Relations-Barometer» (HR-Barometer) ist kürzlich zum zehnten Mal erschienen. Anja Feierabend, Co-Autorin der Studie, spricht über Trends, Arbeitszufriedenheit und das diesjährige Schwerpunktthema «Integration und Diskriminierung».

Den HR-Barometer (Details dazu siehe nächste Seite) gibt es seit 2006. Welche Veränderungen lassen sich über diesen Zeitraum aus den Erhebungen ablesen?

Anja Feierabend: Insbesondere fällt auf, dass die erlebte Arbeitsplatzunsicherheit in diesem Jahr nochmals angestiegen ist. Die Bewältigung von Unsicherheit scheint ein wichtiges Handlungsfeld. Das wichtigste Mittel im Kampf dagegen ist die eigene Arbeitsmarktfähigkeit, also die Fähigkeit, auf dem Arbeitsmarkt schnell wieder eine neue Anstellung zu finden. Leider wird diese von den Beschäftigten seit Erhebungsbeginn nur als mittelmässig eingestuft. Hier sollten sowohl Arbeitgebende als auch Arbeitnehmende ansetzen. Ansonsten lässt sich über die Jahre relativ viel Stabilität beobachten, viele Faktoren, welche wir seit Messbeginn regelmässig erheben, verbleiben also ungefähr auf demselben Niveau. Einzig die vom Arbeitgeber erhaltene Autonomie wird seit 2011 schlechter bewertet.

Wie sieht es mit der Zufriedenheit aus? Sind Angestellte noch so zufrieden wie vor zwölf Jahren?

Seit Erhebungsbeginn befindet sich die allgemeine Zufriedenheit der Beschäftigten auf konstant hohem Level. Betrachtet man jedoch die verschiedenen Arten der Arbeitszufriedenheiten, kann beobachtet werden, dass der Anteil an Personen mit einer stabilisierten Arbeitszufriedenheit (positiver Soll-Ist-Vergleich, Aufrechterhaltung des Anspruchsniveaus) seit 2006 immer mehr abnimmt. Der Anteil an Personen mit resignativer Arbeitszufriedenheit nimmt hingegen seit Messbeginn tendenziell immer mehr zu. Aktuell ist aber die Zunahme der resignativen Arbeitszufriedenheit erstmals wieder etwas rückläufig.

Die Ergebnisse der generellen Erhebung zeigen, dass die grösste Diskrepanz innerhalb des sogenannten psychologischen Vertrages bei den Vorstellungen über einen angemessenen Lohn besteht. Mehr Transparenz soll hier Abhilfe schaffen. Was können Arbeitgebende tun, um die Situation zu verbessern?

Der psychologische Vertrag ist umso tragfähiger, je expliziter gegenseitige Erwartungen gemacht werden. Sowohl Arbeitgebende als auch -nehmende sollten somit regelmässig und offen miteinander über das bestehende Lohnsystem und die damit verbundenen Erwartungen sprechen. So können bei den Arbeitnehmenden unrealistische Lohnerwartungen und Ungerechtigkeitsempfindungen vermieden werden.

Im HR-Barometer wird die individuell wahrgenommene Integration von Mitarbeitenden erfasst. Welche Faktoren haben einen Einfluss auf die wahrgenommene Integration im Arbeitsumfeld?

Bei den ausländischen Beschäftigten spielt insbesondere die Sprache eine entscheidende Rolle: Je grösser die Sprachbarrieren sind, umso schlechter fühlt sich eine Person in ihrem Arbeitsumfeld in der Schweiz integriert. Und je internationaler ein Unternehmen ausgerichtet ist, umso besser fühlen sich ausländische Beschäftigte integriert. Besteht zudem ein gutes Arbeitsverhältnis zu den Vorgesetzten und den Arbeitskolleginnen und -kollegen und wird das Unternehmensklima als offen und fair wahrgenommen, berichten ausländische Beschäftigte vermehrt über eine positiv wahrgenommene Integration.

«Je grösser die Sprachbarrieren, umso schlechter die Integration.»

Anja Feierabend


Ein interessanter Befund der Erhebung ist, dass das Angebot von Sprachkursen in Firmen keinen Einfluss auf das erlebte Integrationsklima hat. Wie erklären Sie sich diesen Widerspruch?

Sprachkurse stellen die zweithäufigste Integrationsmassnahme dar. Wir konnten aber keinen direkten positiven Effekt von Sprachkursen auf das erlebte Integrationsklima feststellen. Die Resultate zeigen, dass sich Massnahmen wie Kennenlernveranstaltungen positiv auf das erlebte Integrationsklima auswirken. Soziale Interaktionen, bei denen die Sprache



Anja Feierabend
Oberassistentin am
Center für Human
Resource Management
(CEHRM), Co-Autorin
des aktuellen
HR-Barometers

 [www.unilu.ch/
anja-feierabend](http://www.unilu.ch/anja-feierabend)

 www.hrbarometer.ch

direkt im Kontext angewendet wird, scheinen somit förderlicher für die Integration von ausländischen Beschäftigten zu sein als kontextfremde Sprachkurse.

19 Prozent der Befragten gaben an, gelegentlich von Kundinnen oder Kunden diskriminiert zu werden. Oftmals liegt dies ausserhalb des Einflussbereichs von Arbeitnehmenden und -gebenden. Wo sehen Sie Möglichkeiten, diese Situation zu verbessern?

Dieses Resultat hat uns sehr überrascht. Arbeitgebende sollten Massnahmen zum Schutz ihrer Belegschaft ergreifen. Wenn sich Kundinnen oder Kunden beispielsweise nicht von Angestellten mit ausländisch klingendem Namen bedienen lassen möchten, sollten Arbeitgebende eingreifen und die diskriminierungsfreie Haltung des Unternehmens klar gegen aussen kommunizieren.

«Dass fast jeder fünfte ausländische Beschäftigte von Kundinnen oder Kunden gelegentlich diskriminiert wird, hat uns sehr überrascht.»

Anja Feierabend

Aus der Studie geht hervor, dass ein Drittel der ausländischen Beschäftigten das Integrationsklima in ihrem Betrieb als mittelmässig erachtet. Kann man ausgehend von diesem Bericht Empfehlungen abgeben, wie das Klima verbessert werden kann?

Ja, wie gesagt, kann beispielsweise die Organisation von Kennenlernveranstaltungen und die Förderung einer offenen Kommunikationskultur dazu beitragen. Welche Massnahme aber am besten geeignet ist, hängt immer auch vom spezifischen Unternehmenskontext ab. Zudem ist es entscheidend, dass die Unternehmensleitung hinter der Idee steht und sich auch persönlich für die Integration von ausländischen Beschäftigten einsetzt.

Der HR-Barometer misst regelmässig die Einstellungen, Wahrnehmungen, Stimmungen und Absichten von Beschäftigten in der Schweiz. Eine Befragung von 1947 Angestellten bildete die Grundlage 2018. Für das diesjährige Schwerpunktthema «Integration und Diskriminierung» wurden zusätzlich 1325 Antworten von ausländischen Beschäftigten in der Schweiz ausgewertet. Die Studie wird von Gudela Grote, Professorin für Arbeits- und Organisationspsychologie der ETH Zürich, und Bruno Staffelbach, Leiter des Centers für Human Resource Management an der Universität Luzern, in Kooperation mit der Universität Zürich herausgegeben und finanziell vom Schweizerischen Nationalfonds gefördert.



 **Schlüsselresultate der Studie**
www.unilu.ch/magazin-extra

Proaktivität ist der Schlüssel

Text: Dave Schläpfer

Temporärarbeit geht oft mit unsicheren Beschäftigungsaussichten einher. Im Rahmen einer Studie wurden Massnahmen erarbeitet, mittels derer die Zufriedenheit und die Arbeitsmarktfähigkeit von temporären Angestellten erhöht werden kann.

«Proaktivität fördern nützt allen»: Dies, formuliert als Ratschlag an Personalvermittlerinnen und -vermittler, ist eine der Schlüsselerkenntnisse aus dem kürzlich abgeschlossenen Forschungsprojekt «Arbeitszufriedenheit und Arbeitsmarktfähigkeit in der Temporärarbeit». Indem Personalvermittler temporäre Angestellte dazu motivieren, sich an ihrem Einsatzort proaktiv Informationen, Feedback und Unterstützung zu suchen, kann ihnen dort gezielter geholfen werden. Dies führt zu mehr Zufriedenheit mit und Loyalität gegenüber Personalvermittlern, so die Studie. Wenn die temporären Angestellten den Rat, im Betrieb proaktiv zu sein, beherzigen, werden ausserdem sie selbst zufriedener, ihre Eingliederung beim Einsatz verläuft schneller und ihr Stress reduziert sich.

Wie der HR-Barometer (siehe Haupttext) wurde die Studie am Center for Human Re-

source Management (CEHRM) unter der Federführung von dessen Leiter, Betriebswirtschafts-Professor Bruno Staffelbach, realisiert. Ausgangspunkt war die Beobachtung, dass Temporärarbeit weltweit zunehmend an wirtschaftlicher Relevanz gewinnt. Und dies obwohl Temporärarbeit oft mit unsicheren Beschäftigungsaussichten und dem Stempel von unattraktiven Arbeitsbedingungen einhergeht. Daher ist es das Ziel, so die Studienleiterinnen Manuela Morf und Anna Sender, «die Arbeitszufriedenheit von temporären Angestellten zu steigern und der Beschäftigungsunsicherheit entgegenzuwirken».

Drei Teilstudien durchgeführt

Um wirksame Massnahmen zu eruieren, wurden in dem vom Schweizerischen Nationalfonds mit 110 000 Franken geförderten Forschungsprojekt drei aufeinander aufbauende Studien realisiert, unter anderem

eine Interventionsstudie bei einer Personalvermittlungsfirma. Daraus destillierte das Team Schlüsselerkenntnisse für drei involvierte Personengruppen: temporäre Angestellte, Personalvermittlerinnen und -vermittler sowie HR-Verantwortliche.

Bei Bewerbung Loyalität hervorheben

HR-Verantwortliche, so einer der Befunde, beurteilen Kandidatinnen und Kandidaten, die sich von einer temporären Anstellung auf eine Stelle bewerben, als weniger loyal und kompetent als solche, die sich aus einer Festanstellung heraus bewerben – wobei diese Wahrnehmung bei erfahrenen HR-Verantwortlichen geringer ausfällt. Bewerberinnen und Bewerber mit einer Temporäranstellung im Lebenslauf kann also geraten werden, ein Gegengewicht zu setzen und ihre Kompetenzen und Loyalität gegenüber dem Arbeitgeber bspw. im Motivations schreiben verstärkt positiv hervorzuheben.

Gespaltene Gesellschaften – und was man dagegen tun kann

Text: Anatol Itten

Die Polarisierung in der westlichen Hemisphäre nimmt zu. Das belastet viele; die Mehrheit wünscht sich Kompromisse. Zu solchen zu gelangen, ist möglich, allerdings sollte man nicht den existenzialistischen Kern von Gesellschaftskonflikten lösen wollen.

«Entweder gibt es eine heilende Krise oder wir fahren uns selbst gegen die Wand.» Diese Aussage der bekannten amerikanischen Verhandlerin und Mediatorin Susan Podziba blieb mir nach einem Gespräch mit ihr noch lange im Gedächtnis haften. Podziba war eine wichtige Inspiration für meine beim damaligen SNF-Förderprofessor André Bächtiger am Politikwissenschaftlichen Seminar verfasste Dissertation und das darauf basierende, nun publizierte Buch «Overcoming Social Division». Der Hintergrund von Podzibas nicht gerade hoffnungsvoller Aussage ist die zeitgleiche Akkumulation von fünf Symptomen der gesellschaftlichen Spaltung, die den Rahmen meiner Studie bilden: Frustration, Fragmentierung, Entfremdung, Polarisierung und Eskalation. Sie sind die Ausgangslage des heutigen ungeheuerlichen Ringens um politische Deutungshoheit. Gleichzeitig führen sie zu tiefgreifenden Rissen in unserem Zusammenleben. Nur wenn wir diese Kräfte verstehen, können wir wirksame Ideen zur Verbesserung des gesellschaftlichen Kitts entwickeln.

Gruppen zunehmend abgeschottet

Sachlich miteinander reden ist oft der erste logische Schritt. Allerdings werden die Anreize und Gelegenheiten immer weniger. Statistiken zeigen, dass

wir uns immer mehr mit Menschen umgeben, die uns gleichen und gleich denken. Menschen mit verschiedenen politischen Ansichten oder kulturellen Prägungen leben immer seltener Tür an Tür. Auch in Grossstädten nimmt die Konzentration bestimmter Milieus in einzelnen Vierteln zu. Das Argument «Früher gab es das auch schon» höre ich oft. Aber heute überschneiden sich die Identitäten in den einzelnen Gruppen viel kohärenter – deshalb spüren viele Menschen die Polarisierung so stark. Diese ist an sich nicht negativ. So besteht kein Zweifel, dass der Wettbewerb um das beste politische Argument oder die beste Kandidatin sich positiv auf das Gemeinwohl einer Nation auswirken kann. Wenn dieser Wettbewerb aber nur noch auf das Kräfteressen zwischen gegnerischen Gruppen zielt, wenn es nur noch ums Gewinnen geht, wird es problematisch. Wir sind bereits so weit, dass Bürgerinnen und Bürger in Europa demokratisch zustande gekommene Entscheidungen partout nicht mehr akzeptieren. Disruptive Kräfte rütteln also an den Grundfesten der Demokratie und am gesellschaftlichen Zusammenhalt.

Sicher: Als Chance begriffen, können Konflikte und Spannungen zu nuancierteren Debatten und besseren Entscheidungen führen. Aber wann gelingt das? In meinem Buch mit seiner vergleichenden

den Studie von knapp zwei Dutzend gesellschaftlichen Mediationsverfahren ist mir ein wichtiges Charakteristikum aufgefallen, über das noch zu wenig Wissen vorhanden ist: Prozessmuster, auch mithin die «Black Box» der Mediation genannt. Die Resultate aus dem Projekt bestätigen, was bisher nur anhand von Einzelfällen aufgezeigt werden konnte: Je höher die Inklusion eines Verfahrens, je kleiner die politische Einflussnahme und je besser es der Mediatorin oder dem Mediator gelingt, Anerkennung auf allen Seiten zu erreichen, desto mehr steigt die Chance auf einen Konsens. Dieses Muster zeigt sich auch bei komplexen und hoch eskalierten Verfahren wie dem Bau eines Asylzentrums oder der Rodung von Bäumen.

Moralische Grundlagen unantastbar

Tritt ein solches Muster auf, hilft es den Konfliktparteien, sich von ihrer festgefahrenen Angriffs- und Verteidigungskommunikation zu befreien und die Voraussetzung für eine konsensuale Übereinkunft zu verbessern. Die australischen Politikwissenschaftler John Dryzek und Simon Niemeyer sprechen in dieser Hinsicht auch von «Meta-Konsensen». Diese bleiben uns bei einem Streit mit einem Andersdenkenden zunächst verborgen. Dieser blinde Fleck – das Verständnis, dass wir doch etwas ähnlich sehen könnten – verhindert das Anheben des Abstraktionslevels eines gesellschaftlichen Konfliktes. Zum Beispiel gesetzlich erlaubte Abtreibungen: Wie sollen polarisierte Abgeordnete einen Kompromiss finden? Anhand ihrer Wertevorstellungen? Schwierig. Anhand einer Kosten-Nutzen-Rechnung? Absurd. Bedauerlicherweise laufen solche Diskussionen auf Nullsummenspiele von politischen Lagern hinaus und spalten die Gesellschaft. Deshalb müssen wir widersprüchliche Wer-

te als gegeben akzeptieren. Die meisten Menschen handeln auf der Basis einer moralischen Grundlage – und genau dieser existenzialistische Kern kann für andere unter Umständen unerträglich sein.

Meta-Konsense bieten die Chance auf einen Ausweg. Politische Gegnerinnen und Gegner können in der Strukturierung des Entscheidungsproblems übereinstimmen, nicht jedoch in der bevorzugten Lösung. Es gibt also zunächst eine gemeinsame Einigung über das, «was zu tun ist», und nicht darüber, «was sich zu tun gehört». Das Polarisierungspotenzial bleibt, aber gleichzeitig wird dem menschlichen Bedürfnis, respektiert und anerkannt zu werden, Rechnung getragen. Ein Konsens zwischen liberalen und konservativen, religiösen Politikerinnen und Politikern konnte in der Abtreibungsfrage bezeichnenderweise nur durch ein gemeinsames Verständnis über den Schutz der Frau, der medizinischen Versorgung oder der Rechtssicherheit gefunden werden, nicht aber darüber, wann das Leben eines Menschen beginnt.

Die Effektivität, zwischen Konfliktparteien mit gegenteiligen Weltansichten zu vermitteln, hängt daher insbesondere von der Fähigkeit ab, diese in der Entscheidungsfindung einander gegenüber neu zu orientieren. Wir können uns durchaus eine grössere soziale Distanz zu unseren Mitbürgerinnen und -bürgern leisten und den existenziellen Kern erst einmal unangetastet lassen, ohne die Verbindungen zu ihnen komplett aufgeben zu müssen. Aber ohne Kompass über bestehende Gemeinsamkeiten und Abhängigkeiten, die wir auf engem Raum, in der Nachbarschaft, der Stadt oder der Nation teilen, werden uns kontroverse demokratische Entscheidungen immer weniger gelingen.



Anatol Itten

Promotion an der Universität Luzern im Herbstsemester 2017, Publikation des auf seiner Dissertation basierenden Buchs «Overcoming Social Division. Conflict Resolution in Times of Polarization and Democratic Disconnection» in diesem Sommer im Verlag Routledge, London/New York; Managing Director des Disrupted Societies Institute (DISI) in Amsterdam

Lernen vom Anarchismus

Text: Luca Langensand

Anarchie wird oft als negative Folge des Versagens einer staatlichen Ordnung betrachtet. Doch, kann dieser bereits von Platon und Aristoteles kritisierte «Zustand der Sklaven ohne Herren» für eine Gesellschaft auch positive Effekte haben?

Luca Langensand
Doktorand an der
Rechtswissenschaftlichen
Fakultät



Tagungsband in Vorbereitung

Im kommenden Frühjahr erscheint das von Rechtsprofessor Klaus Mathis und Luca Langensand gemeinsam herausgegebene Buch «Anarchie als herrschaftslose Ordnung?» in der Reihe «Recht und Philosophie» des Verlags Duncker & Humblot, Berlin. Es handelt sich dabei um die Publikation zur gleichnamigen interdisziplinären Tagung, die von den beiden an der Universität Luzern durchgeführt wurde.

Auch wenn seine Vorläufer mindestens bis in die chinesische und griechische Antike zurückverfolgt werden können, ist der Anarchismus im 19. Jahrhundert als politische Bewegung entstanden. Er stellte einen Teil der damals in vielen europäischen Ländern erstarkenden sozialistischen Bewegung dar. Die vernunftrechtliche Basis dafür schaffte William Godwin mit seinem 1793 erschienenen Werk «Enquiry Concerning Political Justice», einer philosophischen Streitschrift gegen den Staat und das Prinzip der Herrschaft von Menschen über Menschen im Allgemeinen. Pierre-Joseph Proudhon bezeichnete sich knapp 50 Jahre danach als einer der Ersten überhaupt als Anarchist und postulierte die Anarchie als erstrebenswerte soziale Ordnung. Neben Proudhons sogenanntem mutualistischen Anarchismus werden der individualistische Anarchismus Max Stirners, der kollektivistische Anarchismus Michael Bakunins und der kommunistische Anarchismus Peter Kropotkins zu den hauptsächlichen klassischen Strömungen gezählt.

Rückgriff auf ursprüngliche Bedeutung

Was hat all diese Menschen dazu bewogen, sich so intensiv mit der Anarchie zu beschäftigen – steht sie doch nach Auffassung vieler schlicht für Chaos und Gewalt? Es ist, wie in meinem im Nationalfonds-Projekt «Enlightened Anarchism: What Can We Learn from the Anarchist Critique of the State, the Law and Authority?» unter der Leitung von Rechtsprofessor Klaus Mathis verorteten Dissertationsprojekt herausgearbeitet wird, ein anderes

Verständnis der Anarchie als das gemeinhin verbreitete. Anarchie wird im Gegensatz dazu als gesellschaftliche Ordnung ohne Herrschaftsstrukturen verstanden, in der die einzelnen Menschen freiwillig Verpflichtungen eingehen können oder eben auch nicht. Etymologisch gesehen, kann das altgriechische Wort *anarchia* nämlich zunächst wertneutral als Zustand der Herrschaftslosigkeit verstanden werden. Der Begriff entwickelte sich aber natürlich weiter und es wurden verschiedene Begleiterscheinungen eines herrschaftslosen Zustandes prognostiziert, negative wie positive.

Im Rahmen der Studie wird eine anarchistisch inspirierte Kritik an Herrschaftsstrukturen im Allgemeinen und am konkreten Beispiel des modernen Staates mitsamt seinem Rechtssystem entwickelt. Dies mündet in der Formulierung minimaler Prinzipien für eine herrschaftslos geordnete Gesellschaft. Zentrale Bedeutung, so der Vorschlag, soll dabei dem Konsensprinzip zukommen, gemäss dem alle Entscheidungen mit Aussenwirkungen grundsätzlich im Konsens von den beteiligten Menschen getroffen werden sollen. Des Weiteren geht es um die Frage, inwiefern anarchistische Prinzipien in die realen Gegebenheiten einer gesellschaftlichen Ordnung eingegliedert werden können. Diesbezüglich zeigt sich – so die These –, dass anarchistische Prinzipien in modifizierter Form bereits jetzt in vielen Bereichen der Gesellschaft zur Anwendung kommen. Konkrete Beispiele aus dem Rechtssystem, aber auch aus ökonomischen, sozialen und politischen Projekten



untermauern diese These. So sind der in der Bundesverfassung garantierte föderale Staatsaufbau und die direkte Demokratie aus anarchistischer Perspektive grundsätzlich als begrüssenswerte politische Herrschaftsminimierung zu betrachten, auch wenn sie im Staat auftreten und bei genauerer Betrachtung Vorbehalte bezüglich ökonomischer Herrschaftsstrukturen angebracht sind. Ähnliches gilt für flache Unternehmenshierarchien und eine vermehrte Beteiligung aller Betroffenen an einer unternehmerischen Entscheidung, die eine Annäherung an das Konsensprinzip darstellen, obwohl sie herrschende Eigentumsverhältnisse nicht infrage stellen.

Grossprojekt in Spanien

Auch eine Gesellschaft als Ganzes kann anarchistisch organisiert sein, wie in der Doktorarbeit aufgezeigt wird: Vor gut

80 Jahren waren in Spanien in weiten Teilen Kataloniens, Aragoniens, Andalusiens und Kastiliens Millionen von Menschen am Aufbau einer nach anarchistischen Prinzipien organisierten Gesellschaft beteiligt. Politische, ökonomische und soziale Angelegenheiten wurden an basisdemokratischen Volksversammlungen geregelt. An diesen fand auch die Wahl von administrativen Komitees zur Erledigung der laufenden Geschäfte und von Delegierten für die föderale Zusammenarbeit statt. Diese hatten kein *mandat blanc* wie in heutigen parlamentarischen Demokratien üblich, sondern ein *mandat impératif*, sie waren also an die konkret erteilten Aufträge der Volksversammlung gebunden und konnten nicht frei im Rahmen von Verfassung und Gesetzen entscheiden. Das Land wurde kollektiv bewirtschaftet, das Geld teilweise abgeschafft und die Lebensmittel wurden

direkt getauscht. In Barcelona kontrollierten die Arbeitenden praktisch den ganzen Industriesektor sowie den Service Public selbst. Programme gegen Analphabetismus und für die medizinische Grundversorgung wurden ins Leben gerufen. Das wohl grösste anarchistische Experiment der Geschichte fand mit dem Spanischen Bürgerkrieg und der Machtergreifung durch Franco 1939 jedoch sein abruptes Ende.

Das Beispiel Spanien zeigt deutlich auf, dass es sehr wohl anarchistische Ordnung geben kann. Der Anarchismus strebt Ordnung an und setzt diese auch voraus für ein friedliches Zusammenleben. Der einzige – aber markante – Unterschied gegenüber anderen politischen Formen ist, dass bestehende hierarchische durch herrschaftslose Ordnungen ersetzt werden.



Gefragt?
Geantwortet!

Sollte es in der Schweiz nicht auch **eine Verfassungsgerichtsbarkeit** auf Bundesebene geben?

Verfassungsgerichtsbarkeit bezeichnet die Überprüfung staatlicher Hoheitsakte auf ihre Übereinstimmung mit der Verfassung durch ein unabhängiges Gericht. Staatliche Hoheitsakte können dabei sowohl Rechtsanwendungsakte im Einzelfall, beispielsweise ein Strafurteil, als auch staatliche Erlasse wie etwa Gesetze sein. In der Schweiz existiert lediglich eine partielle Verfassungsgerichtsbarkeit: Das Schweizerische Bundesgericht kann zwar kantonale Erlasse sowie Entscheide kantonaler und eidgenössischer Behörden auf ihre Vereinbarkeit mit der Bundesverfassung überprüfen und sie gegebenenfalls aufheben. Bei Bundesgesetzen ist dies indes ausgeschlossen. Die Bundesverfassung führt in Art. 190 explizit aus, dass «Bundesgesetze (...) für das Bundesgericht und die anderen rechtsanwendenden Behörden massgebend» sind.

Somit unterliegt das Bundesgericht einem Anwendungsgebot: Es kann zwar monieren, dass ein Bundesgesetz verfassungswidrig ist, doch muss es die gesetzliche Bestimmung dennoch anwenden. So gelten etwa die Regelungen über den Nachzug ausländischer Familienangehöriger von Schweizer Bürgerinnen und Bürgern weiter, obwohl das Bundesgericht festgestellt hat, dass diese Regelungen Schweizer Staatsangehörige gegenüber ausländischen Staatsangehörigen diskriminieren.

Demokratie vs. Rechtsstaat

Im Unterschied etwa zu unseren Nachbarstaaten fehlt in der Schweiz eine umfassende Verfassungsgerichtsbarkeit. Dieses Fehlen einer verfassungsgerichtlichen Kontrolle von Bundesgesetzen gründet in der Beziehung zwischen den beiden Prinzipien Demokratie und Rechtsstaat. Beide verfolgen zwar das gleiche Ziel – die Kontrolle und Beschränkung staatlicher Macht –, ihre Stossrichtung ist jedoch unterschiedlich: Während es dem Demokratieprinzip um die Beteiligung des Volkes an der politischen Entscheidungsfindung geht, zielt das Rechtsstaatsprinzip darauf ab, den Einzelnen vor staatlichem Machtmissbrauch zu schützen. Zwischen dem Demokratie- und dem Rechtsstaatsprinzip kann es daher zu Spannungen kommen: Was soll mit Bundesgesetzen geschehen, die gegen in der Verfassung verankerte Grundrechte verstossen? Soll das vom Volk zwar demokratisch legitimierte, aber verfassungswidrige Bundesgesetz gelten, oder soll den verfassungsrechtlich verankerten – und somit vom Volk ebenfalls demokratisch legitimierten – Grundrechten Vorrang eingeräumt werden? Die Antwort der Bundesverfassung ist klar: nach Art. 190 kommt dem Demokratieprinzip Vorrang zu.

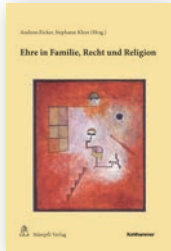
In den letzten 20 Jahren sind wiederholte Versuche, die Verfassungsgerichtsbarkeit gegenüber Bundesgesetzen einzuführen, am Widerstand der eidgenössischen Räte gescheitert. Nunmehr vertritt auch der Bundesrat, der lange die Abschaffung von Art. 190 der Bundesverfassung befürwortet hatte, die Ansicht, dass «eine Wiederaufnahme der Diskussion über die Verfassungsgerichtsbarkeit verfrüht und wenig erfolgversprechend» sei.

Martina Caroni

Ordinaria für öffentliches Recht, Völkerrecht und Rechtsvergleichung im öffentlichen Recht.

Die Frage wurde gestellt von den Politikwissenschafts-Professoren Joachim Blatter und Alexander Trechsel.

Druckfrisch



Ehre in Familie, Recht und Religion

In den Beiträgen dieses Bands findet das Konzept von «Ehre» exemplarisch sowohl aus christlich- und islamisch-theologischer als auch aus rechtlicher Sicht, inklusive der islamischen Normenlehre, Untersuchung. Dies auf der Basis der Vorträge der gleichnamigen Tagung an der Universität Luzern, die im November 2017 im Rahmen des universitären Forschungsschwerpunkts «Wandel der Familie im Kontext von Migration und Globalisierung» (FaMiGlia) stattgefunden hat. Ebenfalls aus FaMiGlia speist sich ein weiterer neu erschienener Tagungsband: «Familienvorstellungen im Wandel» (TVZ, Zürich 2018).

Andreas Eicker |
Stephanie Klein (Hrsg.)
Ehre in Familie, Recht und Religion. Juristische, theologische und anthropologische Perspektiven.
Kohlhammer/Stämpfli,
Stuttgart/Bern 2018



Schreiben im Forschen.

Verfahren, Szenen, Effekte

Wenn Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler forschen, sind sie immer auch am Schreiben. Ob im Labor oder im Archiv, im Feld oder im Büro, mal formalisierter, mal individuell geprägt, begleiten Aufzeichnungen alle ihre Tätigkeiten. Welche Rolle spielt das Schreiben im Forschungsprozess? Geht es nur darum, schnell eine Literaturstelle festzuhalten oder seine Beobachtungen zu notieren, entlasten diese Schreibereien bloss das Gedächtnis oder leisten sie noch mehr? Mit diesen und weiteren Fragen beschäftigt sich Christoph Hoffmann, Professor für Wissenschaftsforschung, in der vorliegenden Monografie.

Christoph Hoffmann
Schreiben im Forschen. Verfahren, Szenen, Effekte
Mohr Siebeck, Tübingen 2018



Retroland

Geraniengeschmückte historische Altstädte, Kolonialidyllen auf tropischen Inseln und urtümliche Alpendörfer: Reisen an Orte, an denen die Zeit vermeintlich stehen geblieben ist, sind das Alltagsgeschäft des Fremdenverkehrs. Geschichtsprofessor Valentin Groebner zeigt auf, dass der eigentliche Rohstoff der Tourismusindustrie, nicht Kultur, Sonne und Landschaft sind. Es ist das Versprechen, das Paradies zu finden, die eigenen Ursprünge, das Authentische und Unverfälschte. Doch vieles ist nicht, wie es scheint und wie im Reiseführer behauptet. Denn das sehenswerte Alte muss ständig neu hergestellt und angepasst werden, damit es den Erwartungen entspricht.

Valentin Groebner
Retroland. Geschichtstourismus und die Sehnsucht nach dem Authentischen
S. Fischer, Frankfurt a. Main 2018



Migrationsrecht

Migration ist ein Phänomen, das in der gesellschaftlichen, medialen, politischen und rechtlichen Diskussion allgegenwärtig ist. Migrationsrecht stellt dabei den Versuch des Rechts dar, Migrationsvorgänge zu ermöglichen, zu steuern oder zu verhindern. Das nunmehr in vierter, stark überarbeiteter Auflage vorliegende Buch dient der Einführung in dieses Rechtsgebiet. Zugunsten einer längeren Aktualität wurde dem Text die Rechtslage vom 1. März 2019 zugrunde gelegt. Somit sind sowohl die Integrationsbestimmungen des Ausländer- und Integrationsgesetzes (AIG) als auch die Neustrukturierung des Asylbereichs bereits wiedergegeben.

Martina Caroni | Nicole Scheiber |
Christa Preisig | Margarite Zoetewij
Migrationsrecht
Stämpfli, Bern 2018 (4. Auflage)

Versagt hat, wer sich schämt

Text: Philipp Bucher **Illustration:** Sarah Furrer

Nichts bezeugt die Authentizität meines Selbst so sehr, wie wenn ich mich schäme. Dennoch setzt der spätmoderne Mensch in seinem Streben nach Individualität alles daran, dem Schamgefühl tunlichst aus dem Weg zu gehen.

Selbstoptimierung ist im Trend. Kaum etwas prägt den Menschen des 21. Jahrhunderts so sehr, wie das Streben danach, das eigene Leben zu verbessern. Ob bei der Arbeit, beim Sport, der Ernährung oder beim Schlaf – nahezu alle Lebensbereiche sind mittlerweile vom Konkurrenzprinzip einer neoliberalen Marktideologie durchdrungen. Analog dem ökonomischen Dürsten nach Erfolg und Gewinnmaximierung entwirft sich der Mensch von heute als unternehmerisches Selbst.

Sei dein besseres Selbst

Die Vorstellung von Individualität, die dabei zum Tragen kommt, hat sich grundlegend geändert. Die Rufe nach einem selbstbestimmten Leben haben sich seit dem Eintritt in die globalisierte Welt der Spätmoderne in das tosende Ächzen des sich selbst optimierenden Individuums gewandelt. Stand einst die Suche nach dem wahren, authentischen Ich im Fokus, so geht es heute um das Training des funktionalen Ichs, das seinen Subjektivierungsansporn daraus zieht, anderen nicht unterlegen zu sein. Die

Devise lautet nicht: «Sei du selbst», sondern: «Sei dein besseres Selbst».

Individualismus wurde vom Leistungsgedanken praktisch komplett vereinnahmt. Das spätmoderne Subjekt, längst zum Humankapitalisten in eigener Sache geworden, will das Beste aus sich selbst herausholen, um den eigenen Marktwert gegenüber der Konkurrenz zu steigern. Selbstverwirklichung wurde zu jener zwingenden Freiheit, sich um die Verwirklichung seines optimalen Selbst zu bemühen.

Makel in der Leistungsgesellschaft

Selbstbestimmung, Freiheit, Erfolg und Einzigartigkeit – die zentralen Normen und Ideale spätmoderner Gesellschaften haben indes eines gemein: Sie vertragen sich nicht mit Schamgefühlen. Denn Scham steht für Schwäche und persönliche Unzulänglichkeit. Das Schamgefühl zersetzt das normative Allzeithoch einer souveränen, marktgängigen Individualität. Scham selbst wird zu einem Makel, den sich innerhalb einer individualistischen Leistungsgesellschaft schlichtweg niemand leisten kann.



Die Devise lautet nicht: «Sei du selbst», sondern: «Sei dein besseres Selbst».



Philipp Bucher

Masterabschluss in Kulturwissenschaften (Major Philosophie) an der Universität Luzern im vergangenen Frühjahr, ausgezeichnete Masterarbeit (siehe Box); freier Autor und Journalist in Luzern

Denn nichts bezeugt gescheiterte Individualisierung mehr als die verräterische Schamesröte in meinem Gesicht. Wo überlegene Individualität zur Maxime wird, hat der sich Schämende versagt. Scham bezeugt Unterlegenheit. Und Unterlegenheit ist das Symbol einer defizitären Individualität. Wer sich schämt, hat nämlich nicht nur gegen eine spezifische Norm verstossen, sondern er verstösst damit zugleich gegen die Norm, sich nicht zu schämen. Die Scham selbst wird mit Scham sanktioniert.

Nur vordergründig absent

Der ohnehin bereits vorhandene Impuls, sein akutes Schamgefühl zu verbergen, hat sich derart verstärkt, dass man heute den Eindruck gewinnen könnte, in einer schamlosen Zeit zu leben. In Wirklichkeit aber ist das Gegenteil der Fall. Schamgefühle haben an Bedeutung gewonnen, sie sind schlichtweg omnipräsent, gerade weil sie tunlichst vermieden werden sollen.

Das soziale Leben ist von einer unsichtbaren Schamangst durchzogen, die ihre wachsende Potenz daraus zieht, dass das Zeigen akuter Schamgefühle zunehmend mit einem Tabu belegt wird. Das öffentliche Paradieren von Schamlosigkeit ist in dieser Hinsicht nichts anderes als der Versuch, Scham oder Schamangst performativ hinter einer Maske zu verschleiern. Steht Scham für Unterlegenheit, so drückt die Maske der Schamlosigkeit nämlich Überlegenheit aus. Das Streben nach dem besseren Selbst ist in diesem Sinne das Vehikel des spätmodernen Subjekts in die demonstrierte, weil überlegene Schamlosigkeit.

Nicht enden wollende Flucht

Beschämbar zu sein, ist das letzte No-Go einer Gesellschaft des *Anything Goes*. Das spätmoderne Subjekt rennt nicht unrealistischen Grandiositätsfantasien hinterher. Es versucht vielmehr, vor der eigenen Mangelexistenz zu fliehen. Einen sicheren Hafen kennt diese Flucht jedoch nicht. Deshalb legt sich Schamangst wie ein dünner Film über die Gesellschaft der Spätmoderne, in der das Individuum den Wert seiner Einzigartigkeit in ständiger Gefahr wähnt. Dabei ist es gerade das Schamgefühl, in dem das Individuum sich selbst begegnet. Denn Scham ist letztlich vor allem eines: Entschleierung.

Ausgezeichnete Masterarbeit

Der Haupttext basiert thematisch auf der Masterarbeit «Das beschämte Selbst. Versteckte Scham und Selbstoptimierung in der Spätmoderne». Für diese hat Philipp Bucher Mitte September den Preis für die beste im Frühjahrssemester 2018 an der Kultur- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät verfasste Masterarbeit erhalten. Bucher «macht die widersprüchliche, psychische Verfasstheit des beschämten Selbst von heute eindrücklich anschaulich», führte Philosophie-SNF-Förderungsprofessorin Christine Abbt in ihrer an der Diplomfeier gehaltenen Laudatio aus. Zora Matter, Studentin der Gesellschafts- und Kommunikationswissenschaften, wurde für «So schwitzt es sich richtig. Eine Ethnographie des Saunabesuchs» mit dem Preis für die beste Bachelorarbeit gewürdigt. (red.)



Die Laudationes

www.unilu.ch/magazin-extra


Bedeutung der Stimme

Alexa, Siri und Google Search prägen zunehmend unseren Alltag. Damit verändert sich auch die Kommunikation zwischen Kunden und Firmen grundlegend, wie eine Studie zeigt.

Bereits in einem Jahr will mehr als die Hälfte der Schweizer Bevölkerung sogenannte «Voice User Interfaces» (VUIs) regelmässig im Alltag verwenden. Sie wird also mit Firmen und Marken über Inhalte, Angebote und Services via sprachgesteuerte Benutzerschnittstellen kommunizieren: Das ist eines der Ergebnisse einer repräsentativen Umfrage im Rahmen des «Voice-First Barometer Schweiz 2018». Die Studie wurde von der in Zürich domizilierten Kommunikationsagentur Farner Consulting AG gemeinsam mit Reto Hofstetter, Ordentlicher Professor für Marketing an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Luzern, und seinem Team durchgeführt.

Firmen müssen «sprechen lernen»

Konkret verwenden derzeit 37 Prozent der Befragten Sprachfunktionen – in zwölf Monaten werden dies nach eigener Aussage bereits 62 Prozent tun. Momentan ist Siri von der Firma Apple mit Abstand die meistgenutzte Spracherkennungssoftware auf Smartphones. Die aktuellen Nutzerinnen und Nutzer geben an, künftig noch häufiger Geräte im Haushalt und komplexere Abläufe steuern sowie Einkäufe via VUIs tätigen zu wollen. Bei Kaufprozessen kommen Sprachassistenten am ehesten beim Wecken des Interesses für ein Produkt zum Zug. Insgesamt zeigt sich, so die Analyse der Resultate aus der Befragung, dass Kommunizieren mit der Stimme in der digitalen Welt immer wichtiger wird und dass sich dieser Wandel rasch vollzieht. Mit der zunehmenden Verbreitung sprachbasierter Technologien verändere sich der Bezug von Anspruchs- und Zielgruppen zu Unternehmen massgebend. Bisläng würden Brand Manager und Kreative vor allem am visuellen Auftritt von Marken arbeiten. Da in den kommenden Jahren allerdings immer mehr Suchanfragen sprachgesteuert erfolgen, müssten Unternehmen und Marken den Fokus aufs «Sprechen lernen» verschieben. Dabei sei es essenziell, sich eine Stimme anzueignen, die zur eigenen Identität passe.

 **Bestellung der Studie (kostenpflichtig)**
www.unilu.ch/voice-studie

«Digital Lives»



Die Digitalisierung hat unsere Kommunikation und unser Zusammenleben verändert – insbesondere wie wir andere Menschen wahrnehmen und mit ihnen interagieren. So sind das Teilen und Empfangen persönlicher Informationen auf sozialen Plattformen wie Facebook, Instagram und Twitter für viele Menschen ein fester Bestandteil des Alltags geworden. Hier setzt das von Reto Hofstetter, Professor für Marketing, geleitete Forschungsprojekt «Understanding the Dynamics of Sharing Personal Information Online» an. Dieses ist Teil des nationalen Forschungsclusters «Digital Lives» des Schweizerischen Nationalfonds und wird in diesem Rahmen mit rund 200 000 Franken gefördert.

Fokus auf Teiler- und Empfängerseite

Im Rahmen der auf 18 Monate angelegten Studie stehen die psychologischen Mechanismen des Teilens (Sharing) von persönlichen Informationen im Internet im Fokus. Dabei werden beide Seiten beleuchtet, also diejenige des «Sharers», der Informationen auf sozialen Netzwerken teilt, und die Seite des «Observers», also Empfängers dieser Informationen. Beim Sharer wird untersucht, weshalb Informationen geteilt werden und wie diese Form der Selbstdarstellung auch die Eigenwahrnehmung beeinflussen kann. Auf Observerseite wird die Wahrnehmung geteilter Inhalte und deren Konsequenzen in den Blick genommen. Dazu zählen Rückschlüsse, die der Observer aus den geteilten Informationen zieht, wie er darauf reagiert und wie dadurch die Beziehung der beiden nachhaltig verändert werden kann.

Sport- geschichte

Dank Fördergeldern erfährt Sportgeschichte an der Universität Luzern – in Vernetzung mit diversen Partnern – im Rahmen von zwei miteinander verzahnten Projekten einen Schub. Zum einen geht es um «Swiss Sport History Goes Public», das von Privatdozent Michael Jucker vom Historischen Seminar geleitet wird. Das Projekt, das eine Laufzeit von zwei Jahren hat, wird von der Gebert Rütli Stiftung, Basel, mit total 240 000 Franken unterstützt. Zum anderen erhält das «Digital Swiss Sports History Portal» eine Unterstützung von gesamthaft 187 000 Franken durch den Nationalfonds (SNF). Dies im Rahmen des Instruments Agora, mit dem der Dialog zwischen Wissenschaft und Gesellschaft gefördert werden soll. Auch dieses, ebenfalls zwei Jahre dauernde, Projekt wird von Jucker koordiniert, hauptsächlich angesiedelt ist es an der Universität Zürich.

Jugendliche begeistern und sensibilisieren

Das Projekt «Swiss Sport History Goes Public» möchte die Geschichte des Sports sportinteressierten Jugendlichen näherbringen. Mit einem interaktiven Online-Tool sowie mit dem direkten Kontakt mit Zeitzeuginnen und -zeugen sollen diese dahingehend sensibilisiert werden, dass es nicht Zufall ist, wer wann welchen Sport betrieben hat und betreibt – Sport kann integrieren, aber auch ausschliessen. Ebenfalls schweizweit und sprachenübergreifend konzipiert, soll die digitale, interaktive Plattform «Digital Swiss Sports History Portal» verschiedenen Nutzergruppen den Zugang zur Sportgeschichte der Schweiz erleichtern – Forschenden, Studierenden, Lehrerinnen und Lehrern, Schülerinnen und Schülern, aber auch Vereinen und der breiteren Öffentlichkeit. Ziel ist es, das historische Erbe des Schweizer Sports zu erhalten und besser zugänglich zu machen und somit der Forschung, dem Unterricht und den Medien zu dienen.



Gewalt gegen Frauen

«Femicide in International Law»: So lautet der Arbeitstitel der sich in einem fortgeschrittenen Stadium befindenden Dissertation von Angela Hefti an der Rechtswissenschaftlichen Fakultät. «Femizid» meint das systematische Verschwinden, die (sexuelle) Gewalt und die nachfolgenden Tötungen von Frauen aufgrund ihres Geschlechts. Das bekannteste Beispiel ist die Stadt Juárez in Mexiko. Hier werden regelmässig Frauen festgenommen respektive entführt, vergewaltigt und oft getötet. Doch Juárez – auf dem Foto ist ein in dieser Region aufgestelltes Mahnmal zu sehen – stellt nur die Spitze des Eisbergs dar: «Systematische Gewaltausübung gegen weibliche Bevölkerungsgruppen haben eine lange Geschichte und sind nach wie vor in diversen Ländern mit patriarchalischer Struktur eine Realität», so Hefti.

Trotz alledem finden geschlechtsspezifische Verbrechen gegenüber Frauen auf völkerrechtlicher Ebene erst seit wenigen Jahren Behandlung. Das Erschwernis: «Femizid ist bisher nicht als eigenständiges Menschenrecht anerkannt und erfasst.» Wäre er das, bestünde eine verbindliche juristische Handhabe, da die einzelnen Staaten verpflichtet sind, die auf internationaler Ebene im Völkerrecht abgesicherten Menschenrechte in ihrem je eigenen Rechtssystem umzusetzen. Um diese Lücke zu schliessen, möchte Angela Hefti relevante Elemente einer neuartigen Menschenrechtsverletzung herausarbeiten und entsprechende Definitionsansätze formulieren. «Damit soll ein Grundstein für die Möglichkeit gelegt werden, systematische Ausübung von Gewalt gegen Frauen menschenrechtlich zu ahnden und auf diese Weise Staaten zur Verantwortung zu ziehen.»

Energie- verbrauch

Lenkungsabgaben können den Energieverbrauch senken – sofern sie konsequent gestaltet sind.

Das Forschungsprojekt unter der Leitung von Simon Lüchinger, Professor für Ökonomie, ist Teil des Nationalen Forschungsprogramms «Steuerung des Energieverbrauchs» (NFP 71) des Schweizerischen Nationalfonds. Die Forschenden wollten Erkenntnisse gewinnen, inwiefern eine Lenkungsabgabe das Verhalten der Konsumentinnen und Konsumenten beeinflusst und wie ein entsprechendes Instrument auf Bundesebene wirksam zu gestalten wäre. Dazu analysierten sie die bereits 1999 im Kanton Basel-Stadt eingeführte Lenkungsabgabe auf Strom. Um die Wirkung zu ermitteln, verglich das Team den tatsächlichen Gesamtstromverbrauch in Basel-Stadt mit dem hypothetischen Stromverbrauch ohne die Elektrizitätsabgabe.

Gleichzeitige Abschaffung der Grundgebühr

Der so ermittelte Effekt der Basler Elektrizitätsabgabe ist mit einer Reduktion des Stromverbrauchs um zwei bis drei Prozent gegenüber der hypothetischen Situation ohne Abgabe gering. Grund für die geringe Wirkung ist vermutlich die gleichzeitige Abschaffung einer Grundgebühr, so die Studie. Dies führte dazu, dass trotz Lenkungsabgabe und damit deutlich höheren Preisen je Kilowattstunde die Stromrechnung für viele Verbraucherinnen und Verbraucher nur unwesentlich höher war. So hätte sich Stromsparen zwar grundsätzlich für diese Verbraucher gelohnt, war aber vermutlich nicht ausreichend ersichtlich und wurde zu unklar kommuniziert.

«Auch wenn die Lenkungsabgabe in diesem speziellen Fall keine sehr hohe Wirkung zeigt, sind solche grundsätzlich attraktiv», so Professor Lüchinger. Mit hoher Wahlfreiheit der jeweils bevorzugten Massnahmen für die Konsumentinnen und Konsumenten könne der Stromverbrauch kosteneffektiv gesenkt werden. Dafür brauche es aber neben einer einfachen Ausgestaltung politische Entschlossenheit, damit die Wirkung einer Energiepreiserhöhung auf der einen Seite nicht durch Entlastungen auf der anderen Seite aufgehoben werde. «Dies ist vor allem auch deshalb wichtig, weil die Verbraucher auf Durchschnittspreise anstelle des eigentlich relevanten Preises einer zusätzlichen Kilowattstunde zu reagieren scheinen. Auch müssen die Abgabe und deren Wirkung klar verständlich kommuniziert werden.»



«on the move»

Bewegen sich im Bereich Migration nicht nur Menschen, sondern auch Politiken von einem Staat zum anderen? Dieser Frage geht eine neue Studie am Politikwissenschaftlichen Seminar nach. Im Rahmen von «The Migration of Migration Policies. Pathways and Consequences of the Diffusion of Migration Policies» wird untersucht, wie bzw. inwiefern sich Staaten bei der Ausgestaltung der Asylpolitik gegenseitig beeinflussen. Wenn beispielsweise Schweden während der sogenannten «Flüchtlingskrise» sein Asylgesetz restriktiver ausgestaltet, wie reagieren andere europäische Staaten? Und wie verhalten sich die Herkunftsländer?

Programm des Bundes

Geleitet wird das auf vier Jahre angelegte Forschungsprojekt von Joachim Blatter, Ordentlicher Professor für Politikwissenschaft mit Schwerpunkt Politische Theorie. Neben ihm sind Fabrizio Gilardi, Professor für Policy-Analyse am Institut für Politikwissenschaft der Universität Zürich, sowie Lea Portmann (wissenschaftliche Mitarbeiterin und spätere Postdoc) und Frowin Rausis (Doktorand), beide an der Universität Luzern, an der Studie beteiligt. Diese ist Teil der zweiten Phase des Nationalen Forschungsschwerpunkts (NFS bzw. NCCR) «on the move» und wird in diesem Rahmen mit 684 000 Franken gefördert. Bereits an der ersten Phase konnte ein Team der Universität Luzern mit einem rechtswissenschaftlichen Projekt teilnehmen.

Neue geförderte Forschungsprojekte

Zusammenstellung: Dave Schläpfer

Erfolg für Forschende mit ihren Eingaben beim Schweizerischen Nationalfonds (SNF): Es wurden sechs neue Projekte bewilligt und eines verlängert. Ebenfalls verlängert wurde eine Förderungsprofessur. Totalfördersumme: rund 4,66 Mio. Franken.

Von der Beschaffenheit der Realität

Ziel des Projekts «Being without Foundation» ist es zu hinterfragen, ob es eine ultimative Realität gibt, wie das etwa vonseiten der Naturwissenschaften postuliert wird, respektive zu untersuchen, ob die Struktur der Realität nicht vielleicht radikal anders sein könnte, als gemeinhin angenommen. Beim auf 4 Jahre angelegten, von Dr. Philipp Blum, Oberassistent am Philosophischen Seminar der Theologischen Fakultät, geleiteten Projekt, in das gesamthaft zwei Postdocs und eine Doktorandin bzw. ein Doktorand involviert sind, handelt es sich um eine Kollaboration mit der Universität Glasgow. Die Gesamtfördersumme beläuft sich auf 829 000 Franken.

Reinheit verkaufen

Reinheit ist imaginär, aber eine machtvolle religiöse und moralische Kategorie, im späten Mittelalter ebenso wie im 19. und 20. Jahrhundert. Mit welchen Bildern wird sie sichtbar gemacht – und als wirksames Verkaufsargument eingesetzt? Diesen Fragen geht das Forschungsprojekt «Reinheit verkaufen. Visuelle Codes für das Ursprüngliche vom späten Mittelalter bis in die Moderne» unter der Leitung von Valentin Groebner, Professor für Geschichte mit Schwerpunkt Mittelalter und Renaissance, nach. Dies am Beispiel von «Marienmilch» (Visualisierung der Unbeflecktheit der Muttergottes durch Milch als Emblem), «Schönheitsmilch» (Kosmetika) und «Alpenmilch» (industriell verarbeitete Milchprodukte). Das 4 Jahre dauernde Projekt wird mit 714 000 Franken gefördert und schliesst drei Doktorandenstellen mit ein.

Kreberkrankung: Grosseltern im Fokus

Grosseltern spielen eine wichtige Rolle, wenn ein Enkelkind an Krebs erkrankt: Sie begleiten dieses ins Spital, übernehmen die Betreuung der Geschwister und bieten emotionale oder finanzielle Unterstützung. Im von Gisela Michel, Associate Professor in Health and Social Behaviour, gemeinsam mit Dr. Katrin Scheinemann geleiteten Projekt wird untersucht, wie Grosseltern die Familie unterstützen und welche Auswirkungen die mannigfaltige Unterstützung auf die Grosseltern selber kurz- und langfristig hat. «Grandparents' Involvement and psychosocial Outcomes when a Grandchild is diagnosed with Cancer: Acute and long-term Consequences» läuft 4 Jahre und wird vom Nationalfonds mit 820 000 Franken gefördert. Im Rahmen des Projekts sind ein Postdoc und zwei Doktorandinnen bzw. Doktoranden angestellt.

Lebensgeschichte von Benediktinern

Aufbauend auf der Erfahrung früherer Oral-History-Studien an der Professur für Kirchengeschichte, ist das auf 4 Jahre veranschlagte Projekt «Lebensgeschichten von Benediktinerinnen und Benediktinern» der Erforschung ebendieser in der Deutschschweiz und in benachbarten Gebieten gewidmet. Es arbeitet den bisher für die Schweiz unerforschten Aspekt der Lebenswelt von Ordensleuten auf und soll zugleich einen in diesem Kontext innovativen geschlechtervergleichenden Beitrag leisten. Dafür eignet sich der Benediktinerorden besonders, da er aus Frauen- und Männergemeinschaften besteht. Das mit 607 000 Franken unterstützte Projekt, in dessen Rahmen Interviews in 21 Klöstern geplant sind, wird von Markus



Im späten Mittelalter wurde die Unbeflecktheit der Muttergottes durch Milch als Emblem visualisiert – einer der zu erforschenden Gegenstände im Projekt «Reinheit verkaufen».
(Gemälde: Antwerpener Schule, 17. Jh.)

Ries, Professor für Kirchengeschichte, geleitet; darin angestellt sind Dr. Esther Vorburger-Bossart und eine Doktorandin/ein Doktorand.

Auswirkungen von Lohntransparenz

Lohntransparenz ist ein heiss diskutiertes Thema – Unternehmen kommen immer mehr unter Druck, Löhne offenzulegen. Bisherige Forschung zeigt jedoch, dass Transparenz ein zweischneidiges Schwert sein kann. Um Unternehmen mögliche Vorteile und Risiken aufzuzeigen, wird im Rahmen des auf 2 Jahre angelegten Projekts untersucht, über welche Kanäle Lohntransparenz wirkt (bspw. Lohnkenntnis, Kommunikationsklima) und unter welchen Bedingungen (z.B. Lohntransparenzpräferenzen) Lohntransparenz positive respektive negative Folgen nach sich zieht. «Effects of Pay Transparency: A Multi-Level Perspective» steht unter der Leitung von Bruno Staffelbach, Professor für Betriebswirtschaftslehre, und wird von Dr. Alexandra Arnold und Dr. Anna Sender, beide Oberassistentinnen an dem von ihm geleiteten Center für Human Resource Management (CEHRM), durchgeführt. Die vom Schweizerischen Nationalfonds bewilligte Fördersumme beträgt 335 000 Franken.

Meinungsbildung im digitalen Zeitalter

Das Internet hat zu tiefgreifenden Veränderungen im Prozess der öffentlichen Meinungsbildung und bezüglich des Wählerverhaltens geführt – in Demokratien können gesellschaftsspaltende Effekte beobachtet werden. Ziel des auf 3 Jahre veranschlagten Projekts «Media, Information Consumption and Politics (MICAP)» ist es, das Phänomen auf europäischer Ebene sowohl theoretisch als auch empirisch umfassend in den Blick zu nehmen. Leiter ist Alexander Trechsel, Professor für Politikwissenschaft mit Schwerpunkt Politische Kommunikation. Im Rahmen des vom SNF mit 523 000 Franken geförderten Projekts ist Dr. Andrea De Angelis, Forschungsmitarbeiter und Lehrbeauftragter, angestellt.

Vietnamesisch-buddhistische Jugendliche

«Biographische Prozesse von religiöser Um- und Neuinterpretation: Vietnamesisch-buddhistische junge Erwachsene in der Schweiz und in Deutschland»: Für dieses von Martin Baumann, Professor für Religionswissenschaft, geleitete und von Rebekka Khaliefi im Rahmen einer Dissertation bearbeitete Projekt hat der SNF eine Verlängerung um 1 Jahr bis Ende September 2019 bewilligt und Fördermittel von 48 000 Franken gesprochen. Zwischenergebnisse zeigen, dass die 22 im Rahmen der Studie eingehend befragten jungen Erwachsenen mit ihrer Religiosität selbstbestimmt umgehen, also weniger an religiösen Autoritäten ausgerichtet, und einen intellektuellen Zugang zur Religion suchen.

Förderungsprofessur zu «Stimmung und Polyphonie»

Seit Januar 2015 wirkt Boris Previšić als SNF-Förderungsprofessor für Literatur- und Kulturwissenschaften an der Universität Luzern und leitet hier das Projekt «Stimmung und Polyphonie: Musikalische Paradigmen in Literatur und Kultur». Nun wurde seine Professur – ein Instrument zur Karriereförderung hervorragender junger Forschender – um die Maximaldauer von 2 Jahren bis Ende 2020 verlängert. Bewilligt wurden dafür vom Nationalfonds 719 000 Franken an Fördergeldern. In der verbleibenden Zeit möchte Previšić zusammen mit seinem Team das «Stimmung und Polyphonie»-Projekt vorantreiben und seine Tätigkeiten im Rahmen des zwischenzeitlich gegründeten Zentrums für Aufklärung, Kritisches Denken und Pluralität, das von ihm mitgeleitet wird, weiterführen.



Vorgestellt: Piotr Pluta

«Ich bin Gastronom aus Leidenschaft»

Text: Daniel Schriber Bilder: Philipp Schmidli

Die Küche ist in vielen Wohnungen der Lebensmittelpunkt. So ist es auch ein bisschen im Uni/PH-Gebäude. Das weiss niemand besser als Mensaleiter Piotr Pluta. Er behandelt seine Gäste gerne wie Könige.

«Aber nur, wenn sie sich auch so verhalten.»

In der Mensa treffen täglich ganz unterschiedliche Menschen aufeinander. Studierende verschiedener Fachrichtungen, Dozentinnen und Assistenten, KV-Lernende und Facility-Mitarbeitende, Gäste von nah und fern. «Essen wollen alle», sagt Herr Pluta, Betriebsleiter der Mensa. Pardon: Nicht Herr Pluta, sondern Piotr. «Ich mag's unkompliziert.»

Essen wollen alle. Wie wahr. Das zeigt sich auch während unseres Besuchs an einem sonnigen Herbsttag. Während der Fotograf sein Blitzgerät in Position bringt, herrscht in der Küche wuseliges Treiben. Menüs werden angerichtet, leere Töpfe aufgefüllt, Teigwaren gekocht, Fleisch gebraten. Es dampft und zischt, rattert und klirrt. Dass es hier auch mal hektisch werden kann, stört den 39-Jährigen nicht. Im Gegenteil: «Das ist positiver Stress, das gefällt mir. Dann weisst du am Abend, was du gemacht hast.» Die vorlesungsfreie Zeit im Sommer und Winter ist für den Mensaleiter nur bedingt spannend. «Wenn nichts läuft, werde ich nervös.»

Gespür für neue Trends

Es ist fast halbzwölf, kurz vor der Primetime. Manche Studierende steuern zielstrebig das Tagesmenü

an (Poulet-Innenfilets an einer Ingwer-Sauce mit Nudeln und Bohnen), andere zögern. Semmelknödel auf Pilzragout oder Kalbshacktätschli mit Kartoffelstock und Zucchetti? Oder doch ans «Free Choice»-Buffet und selber schöpfen? «Oder wie wär's mit einem Salat vom Buffet?», fragt Piotr. Begeistert erzählt er von der «gesunden und farbenfrohen» Auslage. Kein Wunder: Diese wurde kürzlich neu gestaltet und mit zahlreichen Angeboten ergänzt. Quinoa, Couscous, Linsen, Broccoli. Alles dabei. «28 Salatsorten!» Er ist stolz – nicht nur auf das Salatbuffet, sondern vielmehr darauf, dass er und sein Team das Angebot in der Uni-Mensa immer wieder anpassen, erweitern, überdenken. Auch deshalb stehen im Kühlregal neben der Kasse heute auch hausgemachte (und nicht zu süsse) Eistee-Sorten – oder hippe Mate-Dosen.

Piotr hat ein Gespür für Trends – weil sein Job für ihn eben mehr als nur das ist. «Ich bin Gastronom aus Leidenschaft, Gastgeber von Natur aus.» Und dazu gelernter Koch, so wie übrigens auch sein Stellvertreter Bruno Gruber, Piotrs «rechte und linke Hand», wie er vom Chef vorgestellt wird. Mit der Zeit geht das Gastro-Team nicht nur in Sachen Menü-Auswahl. Auch ein starkes Umweltbewusstsein



wird in dem Betrieb grossgeschrieben. So werden zum Beispiel sämtliche Essensreste zu Biogas weiterverarbeitet.

Bis zu 700 Menüs täglich

Die Küche ist nur einer von vielen Orten, an denen Piotr Pluta im Laufe eines Arbeitstages anzutreffen ist. Los geht's zwischen 6 und 7 Uhr, meist im Büro. Abrechnungen, administrative Tätigkeiten, Menüplanung, Kalkulationen. Das Berechnen der Anzahl Mahlzeiten sei auch nach all den Jahren eine Herausforderung. An starken Tagen werden in der Mensa 700 Portionen geschöpft – und dann sind es auf einmal wieder nur 500. Die Menü-Auswahl spielt eine Rolle, klar. «Schnitzel-Pommes ist und bleibt die Nummer eins», lacht Piotr. Auch das Wetter hat einen Einfluss auf den Umsatz, der Stundenplan der Studierenden sowieso, die Anzahl externer Gäste im

Haus – und so weiter. «Es braucht eine gewisse Flexibilität», sagt der Chef, der seine Arbeit übrigens nicht als Angestellter der Universität Luzern, sondern als Mitarbeiter des Catering-Unternehmens Compass Group (Bereich Scolarest) erledigt. Improvisationsgeschick braucht es etwa dann, wenn wieder mal jemand vergessen hat, einen Apéro im Foyer anzukündigen und deswegen ganz plötzlich Weisswein, Mineral und «ein paar Häppchen» braucht. Auf solche Ereignisse reagiert das Mensa-Team mit Gelassenheit. Bruno Gruber pflegt dann jeweils zu sagen: «Unmögliches erledigen wir sofort, Wunder dauern ein bisschen länger.»

Man spürt: Piotr Pluta und Bruno Gruber sind mit Herzblut bei der Sache. Und das nicht nur als Chefs. Ob an der Kasse, hinter der Essens-Theke oder beim Putzen: «Wir sind immer dort, wo es brennt», sagt

Piotr. Der Kunde ist schliesslich König. «Aber nur, solange er sich auch wie einer verhält.» Manchmal nämlich ärgert sich Piotr über seine Gäste. Zum Beispiel dann, wenn er Dosen, Essensreste oder andere Abfälle aus dem PET-Kübel ziehen muss, was fast täglich der Fall sei. Oder dann, wenn Besteck wegkommt. «Pro Jahr müssen wir hier sicher 1000 Gabeln und Messer nachbestellen. Vielleicht sollten wir mal die eine oder andere WG kontrollieren», so Piotr schmunzelnd.

Immer ein offenes Ohr

Als Mitarbeiter der ersten Stunde ist Piotr Pluta in und rund um die Mensa bekannt wie ein bunter Hund. Oder wie er es formuliert: «Ich bin ein Mensa-Urgestein.» Und so kommt es nicht selten vor, dass die Studierenden auf ihn zugehen und ihm von ihren Freuden und Sorgen berichten. «Ich merke sofort, wenn einer einen schlechten Tag hat oder im Stress ist», sagt Piotr. Und natürlich freut er sich auch immer ein bisschen mit, wenn eine Studentin über beide Ohren strahlt, weil sie gerade ein positives

Prüfungsergebnis erfahren hat. «Ich schätze den Austausch mit unseren Gästen, die täglich hier ein- und ausgehen.» Ein Job in einem normalen Restaurant? Für ihn keine Option. «Gemeinschaftsgastronomie ist lebendiger und abwechslungsreicher.» Zudem bietet der Job noch einen weiteren Pluspunkt: geregelte Arbeitszeiten und – meistens – freie Wochenenden. Das schätzt der Familienmensch.

Seine Freizeit verbringt er gebürtige Pole am liebsten mit seiner Frau und den drei Töchtern – und das nicht etwa in der heimischen Stube, sondern draussen in der Natur. Im Sommer geht die Familie häufig campen, im Winter geht's in die Skiferien. Die Berge, die Natur, die frische Luft – «wenn ich draussen bin, kann ich richtig abschalten». Auch das Segeln gehört zu seinen Leidenschaften. Und dann hat Piotr Pluta noch ein weiteres, grosses Hobby. «Ich liebe es, in meiner Freizeit für meine Familie zu kochen.» Denn dazu, so Piotr Pluta, komme er während seiner Arbeit in der Mensa schlicht und einfach kaum mehr.



«Essen wollen alle.»

Piotr Pluta, Mensaleiter

Vorgestellt: Sahra Lobina

«Forschung hat viel mit Adrenalin zu tun»

Text: Robert Bossart Bild: Philipp Schmidli

Für Sahra Lobina gibt es nichts Schöneres, als Quellen zu entdecken und sich in diese zu vertiefen. Die Geschichts-Doktorandin empfindet Forschung als etwas Aufregendes – auch wenn dahinter viel staubtrockene Arbeit steckt.

Gewalt an Frauen im Krieg erhielt dieses Jahr vermehrt Aufmerksamkeit. Der Friedensnobelpreis wurde an zwei Personen verliehen, die sich mit diesem Thema intensiv auseinandersetzen. Auch Sahra Lobina erforscht in ihrem Dissertationsprojekt mögliche Zusammenhänge von Krieg und Geschlechterrollen. Dabei taucht sie ins Luzern des 16. Jahrhunderts ein, wo Solddienst und katholische Reformbewegungen Geschlechterbeziehungen zu einem brisanten Thema machten. «Direkte Parallelen zur Gegenwart ziehe ich keine», sagt die 33-Jährige. «Aber selbstverständlich hat mein historischer Fokus aktuelle Ursachen.»

Geweckt wurde das Interesse der Luzernerin im Rahmen der Beschäftigung mit der amerikanischen Intervention in Afghanistan seit 2001. «Dort ging es stark um aufgeladene Rollenbilder.» So war etwa die Rede davon, die Frauen von ihren Burkas zu befreien und die Emanzipation mit Bomben dorthin zu bringen. Gleichzeitig habe die Diskussion um amerikanische Soldatinnen stattgefunden, die in alle Bereiche des Militärs integriert werden wollten, also auch in Kampfhandlungen. Hinzu kamen die Soldatenmütter, die sich im Fernsehen zuhause mit USA-Fahnen abbilden liessen. «Die ganze Palette an

unterschiedlichen Bildern, was und wo der Platz von Frauen im Krieg sein soll, wurde sichtbar.» So auch das Stereotyp, dass der Mann in den Krieg ausziehe, um die Frau zu beschützen – obwohl afghanische Frauen als Selbstmordattentäterinnen unterwegs waren und auch Soldatinnen an der Front mitkämpften. «Deshalb fing mich das Thema an zu interessieren.» Es sei doch bemerkenswert, dass Frauen, die sich mit Bomben in die Luft sprengen oder Bomben abwerfen, als passiv und schutzbedürftig dargestellt wurden. «Offenbar ist dieses Stereotyp so wichtig, dass es auch in einer solchen Situation eine Funktion erfüllt.»

Jesuiten und die Geselligkeit der Frauen

Gleichzeit beschäftigte sich Sahra Lobina mit Luzern im 16. Jahrhundert. Diesbezüglich stolperte sie über eine Passage aus der Jesuitenchronik, welche sie aufmerksam werden liess: Die Jesuiten sollten sich vor der Geselligkeit der Frauen hüten, hiess es. Weil viele Männer als Söldner weg waren, seien die Frauen zu oft allein. «Da wurde ich hellhörig und fragte mich, welche Konsequenzen dies für die Familien, Pfarreien und den Stadtstaat hatte.» Denn in der katholischen Gegenreformation wurde die Unauflöslichkeit der Ehe hochgehalten. «Gleichzeitig

Quellengestützt:
Sahra Lobina im Staatsarchiv Luzern mit Ratsprotokollen aus dem 16. Jahrhundert.

A young woman with dark hair, wearing a blue dress and a grey cardigan, is leaning her chin on her hand. She is standing next to a tall stack of books. In the foreground, there is an open book on a table. The background is a blurred library or study area.

**«Vergangenheit
ist an und für sich
spannend.»**

Sahra Lobina, Doktorandin und Assistentin
am Historischen Seminar

«Es gab lange keine ledigen Mütter, nur vaterlose Kinder.»

Sahra Lobina

waren viele Männer im Solddienstgeschäft tätig, was auch im Sinne der Stadt war. Aber beides ging nicht zusammen.» Viele Männer kehrten lange nicht zurück, blieben jedoch genau wie ihre Frauen an ihre Ehe gebunden. Ging zuhause das Geld aus, hätten die Familien laut Gesetz an den Ort des kämpfenden Mannes geschickt werden müssen. Stattdessen wurde eine erste institutionalisierte Armenfürsorge eingeführt, die sich auch um die Familien von Söldnern kümmerte. «So wurde diese Bestimmung umgangen», sagt die Historikerin.

Interessant sei auch, dass Frauen, deren Ehemänner tot waren, ihrer Kinder «entledigt» wurden. Die Kinder wurden in der Verwandtschaft des Vaters verteilt, damit die Frau wieder für sich selbst sorgen konnte: «Es gab zu jener Zeit keine ledigen Mütter, nur vaterlose Kinder», so Lobina. Die Vorstellung, dass das Kind zur Mutter gehöre, war damals in dieser Form nicht vorhanden. Erst später wurde die Kinderfrage zur Sache der Mütter erklärt. «Ich finde es faszinierend, wenn man Dinge verständlich machen kann, indem man ihnen ihre Selbstverständlichkeit nimmt.» Es sei bemerkenswert, dass vieles, was heute als natürlich vorausgesetzt werde, sich als menschengemacht herausstellt. «Das ist angesichts der heutigen Debatte rund um sogenannte «unvollständige Familien» als Armutsrisiko spannend.»

Rekrutenschule als Lebensschule

Der Solddienst im 16. Jahrhundert war für die wenigsten Söldner finanziell einträglich. Weshalb war er trotzdem attraktiv? Vielleicht wegen einer entsprechenden Propaganda? Die Metapher, dass sich Männlichkeit in erster Linie durch Kampffähigkeit manifestiere, sei heute immer noch prägend; so werde die Rekrutenschule gemeinhin als Lebensschule bezeichnet.

Das Dissertationsprojekt wird an der Universität Luzern von Geschichtspräsident Valentin Groebner betreut, als Zweitgutachterin konnte Professorin Patricia Purtschert vom Interdisziplinären Zentrum für Geschlechterforschung an der Universität Bern gewonnen werden. Sahra Lobina, die bereits ihr Masterstudium (Kulturwissenschaft mit Major Geschichte) in Luzern abgelegt hat, spricht konzentriert und wohlüberlegt. Geschichte hat für sie nichts Verstaubtes. «Vergangenheit ist an und für sich spannend und interessiert viele Leute.» Dies zeige sich beispielsweise immer wieder am Publikum der Frauenstadtrundgänge in Luzern, aber eigentlich auch am Verein selbst: Nebst (angehenden) Historikerinnen seien hier auch Frauen mit einem ganz anderen Hintergrund engagiert. «Geschichte erzählen macht genauso viel Spass, wie diese zu erforschen: Es ist immer wieder verblüffend, wo einem etwas bekannt vorkommt und was vollkommen fremd und unverständlich erscheint.» Forschen bedeutet für die Historikerin Abenteuer. «Es hat viel mit Adrenalin zu tun. Es gibt nichts Befriedigenderes, als Quellen aufzustöbern.»

Lehren und lernen

Nicht nur die Forschung, auch das Unterrichten macht ihr Spass. Sahra Lobina arbeitet als wissenschaftliche Assistentin am Lehrstuhl für Geschichte des Mittelalters und der Renaissance von Professor Valentin Groebner; in dieser Funktion wird man auch zur Dozentin. Zurzeit führt sie eine Lehrveranstaltung über die «Knochenarbeit» der Geschichte durch, in der es darum geht, aus Gräbern, Testamenten oder Leichenpredigten etwas über die Lebenden zu erfahren. «Lehren ist herausfordernd. Papier ist geduldig, Studierende sehr viel weniger», sagt sie und lacht. Wie bringt sie Lehre und Forschung zusammen? Im letzten Semester hatte sie keine Lehrveranstaltungen und konnte sich mehr auf ihre Dissertation konzentrieren. Dieses Semester ist es umgekehrt. Sahra Lobina mag das Vielseitige. Sie sei nicht nur Wissenschaftlerin, sondern habe sich bewusst für eine Assistenzstelle mit einem breiten Aufgabenbereich entschieden. Nebst Forschung, Lehre und Fachstudienberatung umfasst dieser auch Engagements in der Selbstverwaltung der Uni. Das ist alles zeitaufwendig, aber auch sehr lehrreich: Es fördert Pragmatismus und ergebnisorientierte Planung. Und handfeste Ergebnisse schätzt die dreifache Mutter.

Gewürdigt

«Ich kann nicht nichts machen»

Text und Bild: Martin Spilker

Die Ethik ist sein Fach. Das Sakrament der Busse ein Thema, das ihn lange Zeit begleitet hat. «Busse als ›Way of Life›» lautete denn auch der Titel seiner Abschiedsvorlesung Ende Juni an der Universität Luzern. Markus Arnold, gebürtiger Zürcher, Katholik, Zürcher Synodenpräsident in der Zeit von Bischof Haas und CVP-Politiker. Er gilt als «alter Kämpfer» für die Sache der Kirche. Dr. Arnold ist aber auch Pädagoge und Theologe. Nach dem Studium war er als Religionslehrer am Gymnasium tätig, danach elf Jahre als Seelsorger in Oberrieden am Zürichsee. Bald schon begann Arnold parallel zur Pfarreiarbeit am Religionspädagogischen Institut Luzern (RPI, früher: Katechetisches Institut) theologische Ethik zu unterrichten.

1999 wurde Markus Arnold Studienleiter am RPI und gestaltete damit auch dessen Entwicklung von einer Fachschule zu einem Studienangebot mit der Möglichkeit zu einem Bachelorabschluss mit. Seine eigenen Erfahrungen waren für ihn die Grundlage, um in den vergangenen knapp 20 Jahren Menschen auf die Aufgabe als Religionspädagoginnen und -pädagogen in einer Pfarrei vorzubereiten.

Kirche muss auf Menschen zugehen

Arnold bezeichnet das RPI als eine Ausbildung «für die real existierenden Situationen an der kirchlichen Basis». Und die zeige sich heute in einer kirchlich mehrheitlich distanzierten Gesellschaft. Ge-

wiss gebe es vereinzelte Gruppen wie die Weltjugendtagbewegung, die für manche Kirchenoberen Idealbilder verkörpern. Doch Arnold sagt deutlich: «Diese Gruppen entsprechen nicht dem kirchlichen Alltag. Sie bilden heute eine Parallelkirche.»

Für Markus Arnold ist klar, dass die Kirche auf die Menschen zugehen muss. Abwarten, bis es wieder so wird, wie es einmal war, ist für Arnold keine Option. Die Kirche müsse vielmehr etwas anbieten, was überrasche und anspreche. Dazu zählt er auch neue Formen im Gemeindeleben, welche in den Pfarreien selber entstehen. «Wir müssen das zulassen, auch wenn es theologisch vielleicht nicht ganz korrekt ist», ist Arnold überzeugt. Die Aufgabe der Religionspädagoginnen und -pädagogen sei es, im Seelsorgeteam ihre speziellen Kompetenzen für die Gemeindefarbeit einzubringen. «Es geht um den Aufbau der ›Koinonia‹, der lebendigen Gemeinschaft», wie es Arnold beschreibt. Beispielsweise bei der «Firmung mit 17», die Markus Arnold selber während seiner Tätigkeit als Seelsorger eingeführt hat und die vielerorts zu einem ganz neuen Einbezug der Familien und Angehörigen der Firmlinge in das Gemeindeleben geführt habe.

Markus Arnold, ehemaliger Studienleiter am Religionspädagogischen Institut



Weiterhin seelsorgerisch und am RPI tätig

Hier müsse das RPI wach bleiben und die Ausbildung ständig an die sich verändernde Wirklichkeit anpassen. Wer den nun pensionierten Studienleiter so reden hört, glaubt nicht, dass hier jemand in den Ruhestand tritt. Und das wird Markus Arnold auch nicht. Seit einigen Jahren wohnt er im Kanton Luzern und ist dort nun in einer Landpfarre mit einem 40-Prozent-Pensum als Seelsorger tätig. Für ihn ist dies auch eine Frage der Solidarität in einer Zeit, in der es immer weniger Seelsorger gibt. Zudem wird er am RPI, dessen neuer Studienleiter David Wakefield ist, noch in einigen Modulen mitwirken, so auch in seinem Thema «Busse und Versöhnung». – «Ich kann nicht nichts machen», sagt Markus Arnold schmunzelnd.

Dieser Artikel erschien zuerst auf kath.ch; Abdruck mit freundlicher Genehmigung.

 Abschiedsvorlesung im Volltext
www.unilu.ch/magazin-extra



«Die Engadiner Sonne scheint bei mir in Luzern täglich. Schon als Kind verbrachte ich im Engadin regelmässig Familienferien. An 322 Tagen im Jahr scheint hier die Sonne. Heute geniesse ich diese am liebsten zusammen mit meiner Partnerin beim Wandern.»



«Mein tägliches Arbeitsinstrument ist das «Schweizerische Zivilgesetzbuch mit Obligationenrecht (ZGB/OR)» – kurz: «Der Gauch», ganze 1266 Gramm schwer.»



«Seit der Fakultätsgründung werden herausragende Dissertationen in der Buchreihe «Luzerner Beiträge zur Rechtswissenschaft» (LBR) publiziert. Als Herausgeber steht bei mir die komplette Reihe im Regal – bisher 124 Bände.»



«Als gebürtiger Luzerner geniesse ich den Blick durchs Fenster auf die Luzerner Berge sehr. Ist der Nebel dicht, helfen zwei Bilder vom Pilatus über meinem Schreibtisch, um zwischendurch neue Energie und Konzentration zu schöpfen.»

Einblick

Die Arbeit im Team ist mir wichtig

«Jeden Montag treffe ich mich mit meinen Assistenten im Büro zur Projektbesprechung und wöchentlichen Arbeitsverteilung.»

Jörg Schmid

Ordinarius für Privatrecht und
Privatrechtsvergleichung

 www.unilu.ch/joerg-schmid

«Jedes Jahr korrigiere ich rund 300 schriftliche Prüfungen. Besonders am Herzen liegen mir aber die Lehrveranstaltungen und das Diskutieren von Rechtsfragen mit den Studierenden.»



Realisation: Nicole Fischer

Bilder: Roberto Conciatori

Alumni im Gespräch

Mit Gelassenheit zum Ziel



Interview: Matthias Angst **Bild:** Flurin Bertschinger

Als Tessinerin tauchte Tecla Cassina mit ihrem Jus-Studium in Luzern nicht nur fachlich, sondern auch sprachlich in eine neue Welt ein. Heute lebt und arbeitet sie glücklich in der Deutschschweiz.

Tecla Cassina, wie gut war Ihr Deutsch vor Studienstart?

Tecla Cassina: Nicht sehr gut, ich mache ein Beispiel: Im Staatsrecht waren 40 Seiten bis zur nächsten Vorlesung vorzubereiten. Als ich nach dem Unterricht zu lesen begann, war ich um Mitternacht erst auf Seite 6 angelangt ...

Den Wechsel vom Gymnasium an die Uni erscheint schwierig genug. Was braucht es, um die zusätzliche Sprachhürde zu meistern?

Ich habe mich ganz bewusst für ein Studium in der Deutschschweiz und gegen die einfachere Variante in der Romandie entschieden. Somit war mein Ziel klar. Dieses erreichte ich unter anderem durch viele Kontakte zu Mitstudierenden. Zu meinem Glück besteht an der Luzerner Jus-Fakultät die Möglichkeit, die Einführungsprüfung nach dem ersten Semester auf Italienisch zu absolvieren. Das war fachlich und emotional ein sehr hilfreicher Einstieg.

Sind Absolvierende aus dem Tessin in der Deutschschweiz denn gefragt?

Die Praktikumssuche beginnt allgemein sehr früh, noch während des Studiums. Das gilt aber nicht nur für die Tessiner Absolvierenden, sondern für alle. So hatte ich rasch einen Praktikumsplatz in Luzern gesichert.

Sie haben das Tessiner Anwaltspatent abgelegt. Warum arbeiten Sie heute in Zürich?

Ich wollte nach dem Studium quasi als «Erwachsene» unbedingt einmal in meiner Heimat leben und arbeiten. Für die Prüfung im Kanton Tessin musste ich viele Fachbegriffe sowie den Schreibstil im Italienischen dazulernen. Das war herausfordernd und gewinnbringend. Danach folgte ich insbesondere der Liebe in die Deutschschweiz ...

Erhielten Sie in Zürich auf Anhieb die gewünschte Stelle?

Nach einiger Zeit auf Reisen in Asien erwartete ich eine längere Phase der Jobsuche. Doch alles ging

wider Erwarten sehr schnell. Ich war wohl zur richtigen Zeit am richtigen Ort. Zudem erwies es sich bestimmt nicht als Nachteil, nebst dem Fachlichen mehrere Sprachen zu beherrschen.

Wie wichtig ist ein gutes Netzwerk? Besteht Ihr heutiges Netzwerk auch aus Studienkontakten?

Bei meiner Jobsuche konnte ich nicht direkt auf Studienkontakte zurückgreifen. Die meisten waren ja in einer ähnlichen Situation wie ich. Für meinen jetzigen Arbeitgeber spielte keine Rolle, ob ich einen Zürcher Studienabschluss habe. Die Uni Luzern ist mittlerweile etabliert und anerkannt. An der letzten Alumni-Vereinsversammlung zeigte sich allerdings, wie hilfreich gute Kontakte sein können. Ich sah zahlreiche bekannte Gesichter und konnte mich super austauschen. Im Übrigen wurde erst kürzlich ein Luzerner Absolvent Partner in «meiner» Kanzlei.

Können Sie den Studierenden einige Tipps für Studium und Jobsuche geben?

Ich habe im Studium gelernt, strukturiert zu denken und komplexe Aufgaben logisch anzugehen. Nun bin ich in der Lage, mit dem notwendigen Abstand Probleme zu analysieren und zu lösen. Das ist nicht nur beruflich und privat von Vorteil, sondern bestätigte mir auch meine Haltung, Überraschungen zuzulassen und nicht alles zu planen. Es braucht eine gesunde Portion Gelassenheit, um beruflich bestehen zu können und seine Ziele zu erreichen. Vieles passiert unerwartet und erfordert spontane Reaktionen. Darauf kann man sich persönlich vorbereiten, wozu für mich ganz klar auch mein Erasmus-Semester in London zählte.

Matthias Angst

Präsident der ALUMNI
Organisation der Universität
Luzern, MLaw; arbeitet als
Rektor der Kantonsschule
Wohlen AG

 **Informationen zur
ALUMNI Organisation**
www.unilu.ch/alumni

Tecla Cassina erhielt 2015 den Master der Rechtswissenschaft an der Universität Luzern. Nach Anwaltspraktika in Luzern und im Tessin sowie einem Gerichtspraktikum in Lugano ist sie seit 2017 zugelassene Rechtsanwältin. Im April 2018 startete sie bei der Barandun AG, einer Wirtschaftsrechts- und Steuerberatungskanzlei mit Büros in Zürich und Zug.

Ausgetauscht

«*Das eigene Glück ist nicht geografisch fixiert*»

Interview: Andrea Leardi

Nina Wick verbrachte in der Zeit ihres Jus-Masterstudiums ein Semester an der Université du Québec à Montréal (UQAM). Mit der einheimischen Fast-Food-Spezialität wurde die 25-jährige Bielerin nicht so warm – dafür konnte sie viele neue Freundschaften schliessen.

Nina Wick, was hat Sie an der Gastgeber-Uni am meisten überrascht?

Nina Wick: In Kanada können Rechtsstudierende bereits ab dem BLaw das Anwaltspatent anstreben. Entsprechend waren meine Mastervorlesungen voller Anwältinnen und Anwälte, die aus ihrem beruflichen Alltag Erfahrungen in die Vorlesungen einbringen konnten.

Welche Lehrveranstaltung hinterliess einen bleibenden Eindruck?

«Stratégies de mobilisation du droit du travail et de la protection sociale». Die Professorin und die Mitstudierenden waren so motiviert und engagiert, dass ich mich für die Vorlesung begeistern konnte, obwohl das Rechtsgebiet sehr eng auf die Gesetze der Provinz Québec fixiert war – das ich natürlich überhaupt nicht kannte und wohl auch niemals anwenden werde.

Was würden Sie am liebsten an die Universität Luzern importieren?

Dass die Bibliotheken fast alle ihre Bücher auch online verfügbar hatten. Recherchieren war noch nie so einfach!

Was schätzten Sie an der Universität Luzern nach Ihrer Rückkehr mehr denn je?

Wie schnell Dozierende auf eine E-Mail antworteten und dass die Vorlesungen wieder in meiner Muttersprache waren – mein Hirn konnte wieder aufatmen!

Wo haben Sie Ihre erste Freundschaft geschlossen?

Als ich in meine WG eingezogen bin! Tag eins und schon zwei meiner besten Freundinnen von Montréal getroffen.

Was erwies sich als komplizierter oder aber einfacher als gedacht?

Kompliziert war, als Austauschstudentin einheimische Freunde zu finden. Während man selber unglaublich viel Zeit zur Verfügung hat, weder Jobs, Freunde und Familie noch feste Termine für Hobbys, sieht es bei Einheimischen anders aus. Entsprechend anders sind ihre Bedürfnisse in Sachen Freundschaften. Es war jedoch sehr einfach, mit anderen Austauschstudierenden solche zu schliessen und all die Freizeit mit ihnen zu geniessen.

Andrea Leardi
Outgoing Mobility
Coordinator



Nina Wick vor Montrealer Szenerie. Im vergangenen August durfte sie an der Universität Luzern ihr Masterdiplom entgegennehmen.

Welches war das grösste kulturelle Missverständnis?

Dass das Französisch aus Frankreich das «richtige» Französisch ist – sag das keinem Québécois! Und natürlich die kanadische Fast-Food-Spezialität Poutine: Pommes mit Käseklumpen, ertränkt in Bratensoße – und die Kanadierinnen und Kanadier sind stolz darauf!

Wen oder was haben Sie während Ihres Aufenthalts am meisten vermisst?

Meinen Freund, das Schweizerdeutsch und die gute Qualität von Schweizer Nahrungsmitteln. In der Mensa bestand das warme Essen meist aus verkochten Pasta oder Pommes. Zum Glück gab es eine gute Auswahl an Sandwiches und eine grosse Salatbar.

Was haben Ihre Eltern durch Ihr Auslandssemester gelernt?

Sie können immer noch nicht glauben, dass ich zwei juristische Arbeiten auf Französisch geschrieben habe.

Was war der wichtigste und was der unnützesste Ratschlag im Vorfeld?

Wichtigster: «Have fun!» Unwichtigster: «Du lässt deinen Freund in der Schweiz zurück? Pass auf.»

Haben Sie mehr oder weniger Geld ausgegeben als gedacht?

Ich habe die geografische Lage richtig ausgenutzt und habe viel von Kanada und einiges von den USA erkunden können. Dies hat mein Budget intensiver ausgereizt als geplant. Das Leben an sich ist jedoch günstiger, und einige der tollsten Restaurants auf Erden locken einen zum Zmorge, Zmittag und Znacht! Zum Glück sind diese jedoch um einiges günstiger als in der Schweiz.

Was ist ein wirklich originelles Mitbringsel?

Originell nicht wirklich, jedoch was alle wollen: Ahornsirup.

Und die wichtigste Erkenntnis?

Dass die Persönlichkeit und das eigene Glück nicht geografisch fixiert sind.

*Her mit dem **Gemüse!***



Fast die Hälfte des Semesters steht noch bevor, die Energiereserven neigen sich jedoch dem Ende zu. Aber keine Bange: Hier gibt es Abhilfe-Strategien inklusive optimalem Energiekick, der günstig und leicht zuzubereiten ist.

In diesem Sinne – en Guete!

Die Tage werden zwar kürzer, aber die Arbeit wird nicht weniger. Als Studentin bzw. Student hat man im aktuellen Semester bereits sehr viel Neues gelernt und muss nochmals so viel aufnehmen. Das fehlende Sonnenlicht und die kälteren Temperaturen schlagen aufs Gemüt; einige werden träge. Um dieses Defizit auszugleichen und ohne dabei die Uni zu vernachlässigen, haben viele bereits eine Strategie gefunden, andere tun sich da noch etwas schwer.

Allen ist bewusst, was der Körper zum Überleben braucht. Aber wir wollen nicht bloss überleben, sondern möglichst viel aus dem Leben rausholen. Meine Strategie: Bewegung und richtig essen. Es mag im ersten Moment befremdlich klingen, dass wir Zeit gewinnen, wenn wir sie in Sport und Ernährung investieren. Doch genau so ist es. Wenn wir unseren Körper mit Fastfood und Fertiggerichten füttern und ihn kaum bewegen, haben wir auch weniger Energie. Durch die Angebote des Hochschulsport Campus Luzern bietet sich die Möglichkeit an, so viel Sport zu machen, wie wir wollen. Bei der Ernährung hingegen sind wir – von der Mensa abgesehen :) – auf uns gestellt.

Viele haben die Vorstellung, dass es sehr teuer und zeitaufwendig ist, sich gesund zu ernähren. Anhand des Rezepts für den von mir entwickelten Mitt-Semester-Eintopf (siehe Rezept nebenan) zeigt sich, wie schnell und günstig es sein kann, dem Körper etwas Gutes zu tun und die Energiereserven wieder aufzufüllen. Am besten kauft man Gemüse saisonal und regional ein, weil es länger reifen kann. Importiertes Gemüse muss gepflückt werden, bevor es wirklich reif ist, damit es nicht bereits beim Verkauf gammelig ist.

Mitt-Semester-Eintopf

Zutaten (für 2 Personen):

ca. 400 g Rindfleisch
 3 mittelgrosse Karotten
 1 Zwiebel
 ca. 300 g Kartoffeln
 1 Knoblauchzehe
 2 EL Tomatenpüree
 2 dl Gemüsebouillon
 2 EL Mehl
 1 Prise Salz
 nach Belieben: Pfeffer, Kurkuma, Basilikum, Petersilie, Oregano

Zubereitung

1. Alle Zutaten schneiden. (Falls es schnell gehen muss: Zutaten klein schneiden.)
2. Das Rindfleisch mit Mehl bestäuben und kurz im Olivenöl anbraten. Dann gleich aus der Pfanne nehmen.
3. In derselben Pfanne die Karotten mit der kleingehackten Zwiebel anbraten.
4. Die Kartoffeln, die Knoblauchzehe und die Gewürze begeben und kurz anbraten.
5. Das Rindfleisch wieder in die Pfanne geben. Tomatenpüree beifügen.
6. Alles erhitzen und mit der Bouillon ablöschen.
7. Auf kleiner Stufe köcheln lassen, bis alle Zutaten angenehm weich sind.
8. Abschmecken und servieren – geniessen!

Das Gemüse kann nach Belieben ersetzt oder ergänzt werden. Lecker dazu wären auch grüne Bohnen, Peperoni oder Süsskartoffeln.

Tipps zum Würzen

Um Abwechslung auf den Teller zu bringen, lohnt es sich, mit Gewürzen zu experimentieren. Damit aber nicht eine ganze Pfanne mit einem Gewürz ruiniert wird, das uns nicht schmeckt, ist es sinnvoll, ein wenig aus der Pfanne in ein separates Gefäss zu geben und dort auszuprobieren, was schmeckt und was nicht. So kann auf Fertiggewürze verzichtet werden, und die Entwicklung eigener Kreationen ist möglich.



Jeannine Huwiler
 Bachelorstudentin der
 Geschichte

 **Weitere Beiträge**
[www.zentralplus.ch/de/
 blogs/campusblog](http://www.zentralplus.ch/de/blogs/campusblog)

Erinnerung an den Holocaust



In diesem Herbstsemester weilt Daniel Hoffmann am Institut für Jüdisch-Christliche Forschung (IJCF). Der ausserplanmässige Professor für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf hält zwei Lehrveranstaltungen: das Seminar «Erinnerung an den Holocaust. Historische und moralische Aspekte im innerfamiliären und öffentlichen Diskurs» und die Vorlesung «Formen moderner jüdischer und christlicher Religiosität in Theologie und Literatur». Durch die Gastprofessuren bietet sich am IJCF die Möglichkeit zu kontinuierlichem internationalem und interreligiösem Wissensaustausch und zur Durchführung von gemeinsamen Forschungsprojekten.

Neue Zeitschrift

Angehörige des Mittelbaus und Studierende an der Rechtswissenschaftlichen Fakultät haben die Zeitschrift «cognitio – studentisches Forum für Recht und Gesellschaft» ins Leben gerufen. Die Publikation soll sicher zweimal im akademischen Jahr online als Open-Access-Publikation erscheinen. Beim Projekt geht es um die Förderung von Studierenden und ihrer Schreibkompetenz, das Heranführen an den wissenschaftlichen Publikationsprozess in den Rechtswissenschaften sowie um den kritischen Austausch. Im wissenschaftlichen Beirat sind verschiedene Forschende der Universität vertreten.

 www.cognitio-zeitschrift.ch

Neues Institut in Uri geplant

«Kulturen der Alpen»: Der Regierungsrat des Kantons Uri möchte zusammen mit der Universität Luzern ein universitäres Forschungsinstitut in Uri schaffen.

Das Institut «Kulturen der Alpen» soll zunächst für eine Dauer von drei Jahren (Mitte 2019 bis Mitte 2022) betrieben werden. Dies jedoch mit dem klaren Ziel, das Projekt anschliessend definitiv weiterzuführen, so der Urner Regierungsrat in einem Communiqué vom 20. November. Bei der Entwicklung des Instituts haben seitens der Universität Markus Ries, Prorektor Universitätsentwicklung, und Boris Previšić, SNF-Förderungsprofessor für Literatur- und Kulturwissenschaften, massgeblich mitgewirkt. Für den Aufbau zeichnet Previšić zusammen mit zwei weiteren Professuren verantwortlich. Er hält zu den vorgesehenen Forschungsschwerpunkten fest: «Die Pflege des historisch-kulturellen Erbes und die Kultur und Sozialkontakte Richtung Süden sind ein Forschungsgebiet, das sich geradezu für das neue Institut anbietet.» Dank der interdisziplinären Ausrichtung sei auch die Abdeckung weiterer Gebiete möglich. Boris Previšić will mehrere Doktorierende in Altdorf einsetzen – dies unter anderem im Rahmen seines Nationalfonds-Projekts «Gebirgskrieg und Réduit in der Literatur». Es ist auch geplant, jährlich wissenschaftliche Tagungen in Uri durchzuführen. Dies als Beitrag zur lokalen Verankerung und zur Förderung der interdisziplinären Forschung.

Das neue Institut soll fakultätsübergreifend von drei Professorinnen bzw. Professoren geleitet werden. Organisatorisch bildet es eine unabhängige Einheit, die eigenständig Reglemente und Vorgaben erlassen kann und soll. Für die Startphase budgetiert Uri als Beitragszahler durchschnittlich rund 100 000 Franken pro Jahr. Auf längere Sicht stiege die finanzielle Beteiligung auf jährlich 300 000 Franken. Der Regierungsrat wird dem Landrat das Projekt mit den definitiven Beträgen im Jahr 2019 zur Genehmigung unterbreiten.



Raus aus den Seminarräumen!

Auf den Spuren der biblischen Propheten, der jüdischen Zeloten, der Nabatäer und der frühen Christen: Im vergangenen Juli fand die mittlerweile jährlich durchgeführte Israel-Studienreise des Instituts für Jüdisch-Christliche Forschung (IJCF) statt. Geleitet von Dr. Simone Rosenkranz und Dr. Simon Erlanger, wurde den 22 Teilnehmenden während 15 Tagen vor Ort ein Einblick in Geschichte, Archäologie, Kulturen und Religionen des Landes vermittelt und in die Themen der Jüdischen Studien eingeführt. Auf dem Bild ist ein Teil der Reisegruppe auf der Wanderung durch das in der Wüste Negev gelegene Tal von Ein Ovdat auf dem Weg zu den hier liegenden spätantiken Eremitenhöhlen zu sehen. Carola Bühnemann, eine der teilnehmenden Studierenden, resümiert: «Die gesamte Reise war ein nachhaltig prägendes Erlebnis.»

 **Ausführlicher Reisebericht**
www.unilu.ch/magazin-extra

Agenda

12. Dezember

«Kunst / Tiere / Ethik»

Referat des Zürcher Künstlers
Michael Günzburger

18. Januar 2019

«Faire Preise für Schweizer
Konsumenten und KMU»

Vorträge im Rahmen der Gründungs-
feier des Instituts für Wirtschaft und
Regulierung (WIRE)
(siehe Artikel auf Seite 58)

20. Januar 2019

Konzert des Unichors

Werke von Elgar und Vaughan Williams,
gemeinsames Konzert mit zwei weiteren
Chören im KKL Luzern

19. März 2019

Vortrag Peter Brabeck-Letmathe

ehemaliger Verwaltungsratspräsident
der Nestlé SA (Reichmuth & Co Lectures)

20. März 2019

Otto-Karrer-Vorlesung

Marco Politi, langjähriger Vatikan-Ber-
ichterstatter und Buchautor zum The-
ma «Gegen den Wind rudern. Franziskus
und die Spannungen in der Kirche und
der globalisierten Welt»

9. April 2019

«Forum Ökumene»

Ein Werkstattgespräch auf den Spuren
des Ökumenikers Otto Karrer

Die Anlässe sind öffentlich,
Eintritt frei. Alle Angaben haben vorläu-
figen Charakter.

Angabe der Orte und Zeiten
sowie detaillierte Informationen:
www.unilu.ch/agenda



Neuer Prorektor

Alexander Trechsel ist seit dem 1. August neuer Prorektor Forschung der Universität Luzern. Der Professor für Politikwissenschaft mit Schwerpunkt Politische Kommunikation folgte auf Professor Martin Baumann, der das Amt während acht Jahren innehatte. Trechsel, geboren 1971, ist seit September 2016 ordentlicher Professor in Luzern und war bis Ende Juli 2018 Leiter des Politikwissenschaftlichen Seminars.

Studium ohne Barrieren

Auf dem Weg zum erfolgreichen Studienabschluss gilt es für Menschen mit Beeinträchtigung manchmal viele Schwierigkeiten zu überwinden. Mit der im Studienjahr 2018/19 durchgeführten Aktion «All inclusive!?: Studieren ohne Barrieren» will die Fachstelle für Chancengleichheit an der Universität Luzern zur Sensibilisierung und zum gegenseitigen Austausch beitragen. Für die Studierenden und Mitarbeitenden werden verschiedene Anlässe angeboten.

 www.unilu.ch/chancengleichheit

Wirtschaft und Regulierung

An der Universität wurde neu ein Institut für Wirtschaft und Regulierung (WIRE) geschaffen. Es bringt Forschung und Lehre unterschiedlicher Rechtsgebiete im Bereich des Wirtschaftsrechts zusammen.

Im Bereich der Wirtschaft stellen sich regelmässig komplexe Fragen der Regulierung, etwa im Hinblick auf einzelne Wirtschaftssektoren (Finanzmarkt, Energie, Verkehr, Telekommunikation, Agrar- und Ernährungswirtschaft u.a.), Compliance-Anforderungen an Unternehmen, globale digitale Märkte und Plattformindustrien (bspw. Google, Facebook, Uber und Airbnb), den Schutz von Daten und Wettbewerb, die Förderung von KMU oder die Ausgestaltung der Handelsbeziehungen mit der EU und anderen Handelspartnern. Oft ist unklar, ob die getroffenen Regulierungen sinnvoll sind, was sie im konkreten Fall bedeuten, welches ihre Auswirkungen auf die Wirtschaft sind und ob die verfolgten Ziele nicht auf anderem Weg, zum Beispiel in Form einer Selbstregulierung durch die Branche, erreicht werden könnten. Zu diesen Fragen leistet das an der Rechtswissenschaftlichen Fakultät angesiedelte Institut einen innovativen wissenschaftlichen Beitrag. Dem WIRE sind rund 30 Professuren, Postdocs und Doktorierende der Universität Luzern angeschlossen, die sich aus der Perspektive des Privatrechts, des öffentlichen Rechts, des Strafrechts sowie der juristischen Grundlagenfächer mit Wirtschaft und Regulierung befassen. Damit ermöglicht das seit diesem Herbstsemester operative Institut interdisziplinäre Forschung und Lehre mit Querbezügen über die Grenzen der klassischen Rechtsgebiete hinaus.

Daneben bietet das WIRE eine Plattform für diverse Tagungen und Veranstaltungen. Am 18. Januar 2019 findet die öffentliche Gründungsfeier des Instituts zum Thema «Faire Preise für Schweizer Konsumenten und KMU» statt. An der Diskussionsrunde nehmen unter anderem Prisca Birrer-Heimo (SP), Nationalrätin und Präsidentin der Stiftung für Konsumentenschutz, Andrea Caroni, Ständerat und FDP-Vizepräsident, Botschafter Eric Scheidegger, stellvertretender Direktor des SECO, und der Kartellrechtsexperte Roger Zäch teil. Darüber hinaus sind bereits Tagungen zu «Big Data and Global Trade Law», zur Sanktionierung von Submissionskartellen, zum Energierecht und zur ökonomischen Analyse des Konsumentenschutzes geplant.

 www.unilu.ch/wire



Die Ehrendoktorin und Ehrendoktoren (v.l.) Professor Robert Salais, Professorin Monika Bütler und Guido Fluri. Nicht auf dem Bild: Professorin Susanne Baer.

Bild: Roberto Conciatori

Dies Academicus

Die Universität Luzern hat am 8. November ihren Dies Academicus im Luzerner Theater gefeiert. Im Zentrum des akademischen Feiertags standen die Ehrungen durch die Fakultäten sowie die Festansprache von Peter Maurer, Präsident des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz (IKRK).

Metapher der Brücke für die Universität

Fokus, Relevanz und Vernetzung seien drei Qualitäten, welche die Universität Luzern auszeichnen, sagte Rektor Bruno Staffelbach nach seiner Begrüssung der Gäste aus Wissenschaft, Politik, Wirtschaft und Kultur. Er benutzte die Metapher einer Brücke für die Universität Luzern: «Sie forscht zu Brücken zwischen Menschen und Institutionen, sie baut Brücken zwischen akademischen Disziplinen und sie ist Brücke für akademische Berufe, Talente und Organisationen.» In der Festansprache «Allianzen für humanitäre Aktionen» sprach IKRK-Präsident Peter Maurer über die Auswirkungen von Krieg und Gewalt sowie über die Tendenzen der heutigen Konflikte. Als Gastkanton war diesmal Obwalden dabei. Die Obwaldnerinnen und Obwaldner fühlten sich mit der Universität sehr verbunden, sagte Regierungsrat

Christian Schäli, Bildungs- und Kulturdirektor des Kantons, in seinem Grusswort.

Bei den Ehrungen und Auszeichnungen ernannte der Senat Doris Russi Schurter, unter anderem langjährige Präsidentin des Universitätsvereins, zur Ehrensatorin. Mit der Ehrendoktorwürde wurden Guido Fluri, Professor Robert Salais, Professorin Susanne Baer sowie Professorin Monika Bütler bedacht. Der Credit Suisse Award for Best Teaching ging wie bereits im Vorjahr an Regina Aebi-Müller, Professorin für Privatrecht und Privatrechtsvergleichung. Der Universitätsverein verlieh seine Dissertationspreise an Daria Serra-Rambone, Patricia Hongler, Jonas Achermann und Florian Roth.

Danach gaben Doktorierende Einblick in ihre Forschung. Regierungsrat Reto Wyss, Vorsteher des Bildungs- und Kulturdepartements, hielt das Schlusswort. Für die musikalische Rahmung des Anlasses sorgte der von Andrew Dunscombe geleitete Unichor.

Master Wirtschaft: grosses Interesse

Am Mitte Oktober durchgeführten Master-Infoabend der Universität Luzern hat die Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät erstmals das neue Masterprogramm vorgestellt, das ab Herbst 2019 studiert werden kann. Über 50 Interessierte nahmen teil. Das neue Angebot bietet die Möglichkeit, die breite Ausbildung des Bachelors fortzusetzen und eigene Interessen zu vertiefen. Dabei können Studierende neben dem Pflichtteil mit betriebswirtschaftlichen und volkswirtschaftlichen Teilen ihre Veranstaltungen frei aus dem gesamten Masterangebot der Fakultät zusammenstellen. Oder aber sie wählen eine der drei angebotenen Spezialisierungen: Politische Ökonomie, Marktorientiertes Management sowie Gesundheitsökonomie und -management. Der nächste Master-Infoabend wird am 19. März 2019 durchgeführt.

Neue Masterstudiengänge gestartet

Bereits in diesem Herbstsemester ist an der Kultur- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Start des neuen Masterstudiengangs «Dual Degree in Political Science» erfolgt. Dieser wird gemeinsam mit der Carleton University in Ottawa (Kanada) angeboten; die Studierenden schöpfen aus dem reichhaltigen politikwissenschaftlichen Kursangebot beider Universitäten. Zudem lässt sich «Philosophy, Politics and Economics» – eine fundierte Ausbildung in den drei Disziplinen Philosophie, Politikwissenschaften und Ökonomie – neu auch auf Masterstufe studieren.

 www.unilu.ch/master



Demokratiedefizite in Europa

Joachim Blatter, Ordentlicher Professor für Politikwissenschaft mit Schwerpunkt Politische Theorie, sowie Samuel Schmid und Andrea Blättler, zwei seiner ehemaligen Studierenden, sind mit dem «JCMS Best Article Prize 2017» ausgezeichnet worden. Dies für den im «Journal of Common Market Studies» (JCMS) publizierten Aufsatz «Democratic Deficits in Europe. The Overlooked Exclusiveness of Nation-States and the Positive Role of the European Union». Die Publikation der drei Forschenden zeigt auf, dass die europäischen Nationalstaaten noch weit von einem «universellen Wahlrecht» entfernt sind und dass die Europäische Union einen deutlichen Beitrag dazu leistet, dieses Demokratiedefizit der Nationalstaaten zu reduzieren. Der renommierte Preis steht am Ende eines langen Prozesses: Vor über fünf Jahren meldeten sich die damalige Bachelor-Studentin Andrea Blättler und der Master-Student Samuel Schmid für das Seminar «Zur Qualität von Demokratien und Demokratie-Messinstrumenten» an. Auf Basis der Lehrveranstaltung entwickelten sie in einer Seminararbeit den «Immigrant Inclusion Index (IMIX)». Prof. Blatter war von der Arbeit seiner Studierenden begeistert und beschloss, sie bei der Weiterentwicklung des Ansatzes zu fördern.

Hindu-Praxis in der Schweiz

Rafaela Eulberg hat von der Schweizerischen Gesellschaft für Religionswissenschaften (SGR/SSSR) den Fritz-Stolz-Preis



Ausgezeichnete Forschung

Zusammenstellung: Dave Schläpfer

Für ihre an der Universität Luzern geleistete Arbeit wurden Forschende in den letzten Monaten mit vier Preisen geehrt. Eine der ausgezeichneten Studien befasst sich mit dem Sportsponsoring, das zu Abhängigkeiten des Sports von der Wirtschaft führe.

zugesprochen erhalten. Ausgezeichnet wurde damit ihre Dissertation «Neue Orte für die Götter. Lokalisierungsdynamiken von Hindu-Praxis in der Schweiz im Kontext der sri-lankisch tamilischen Diaspora». Verfasst worden war diese bei Martin Baumann, Professor für Religionswissenschaft, im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms 58, «Religionsgemeinschaften, Staat und Gesellschaft». In ihrer Arbeit untersucht Dr. Eulberg, wie sich die religiöse Minderheit der sri-lankischen tamilischen Hindus in der Schweiz in der Diaspora-Situation neu etabliert. Der besondere Fokus lag dabei auf den religiösen Praktiken und dem Sichtbarwerden der Gruppe in der Öffentlichkeit.

Sportsponsoring und Persönlichkeitsrechte

Anne-Sophie Morand ist für ihre Doktorarbeit «Persönlichkeitsrechtliche Schranken im Sportsponsoring» von der Association Suisse de Droit du Sport (ASDS) mit dem Schweizerischen Sportrechtspreis ausgezeichnet worden. In der Studie befasst sich Dr. Morand, die seit mehreren Jahren an der Universität Luzern als Lehrbeauftragte im Bereich Privatrecht wirkt, mit der Frage, wie weit Sponsoren in die Persönlichkeit von Sportlerinnen und Sportlern eindringen dürfen und wo die rechtlichen Grenzen liegen. In den Ergebnissen wird ausgeführt, dass sich viele Sponsoringverträge in einem rechtlichen Graubereich befinden. Nicht immer werde streng überprüft, ob die Gültigkeitsvoraussetzungen einer erforderlichen Einwilligung tatsächlich erfüllt sind oder ob

die Eingriffe durch ein überwiegendes Interesse gerechtfertigt werden können. Die Dissertation wurde von Regina Aebi-Müller, Professorin für Privatrecht und Privatrechtsvergleichung, betreut.

Beeinflussung der Wahlentscheidung

Lea Portmann hat Mitte September an der «Neuchâtel Graduate Conference of Migration and Mobility Studies» den «Best Paper Award» erhalten. Dies für ihre Forschung zur Frage, inwiefern Informationen zu den Kandidierenden auf den Wahlzetteln die Wahlentscheidung beeinflussen. Der Befund: Solche Informationen haben insgesamt einen bedeutenden Einfluss auf die Wahlentscheidung. Beispielsweise können Kandidierende mit politischen Ämtern, Parteiämtern oder Verbindungen zu Interessengruppen nur dann vom Umstand profitieren, weniger von den Parteilisten gestrichen zu werden, sofern diese entsprechenden Informationen auch auf den Wahlzetteln stehen. In der «Ballot Cues and Discrimination against Candidates of Immigrant-Origin» betitelten Studie untersuchte Portmann spezifisch, ob und wie sich der Migrationshintergrund von Kandidierenden unterschiedlich auf die Wahlentscheidung auswirkt. Das an der Nachwuchsforschenden-Konferenz präsentierte Paper ist Teil von Portmanns entstehender, kumulativer Doktorarbeit, die von Alexander Trechsel, Professor für Politikwissenschaft mit Schwerpunkt Politische Kommunikation, betreut wird. Zudem arbeitet Lea Portmann aktuell am NCCR «on the move» mit (siehe Artikel auf Seite 37).



Meine Uni

Studienbeginn *damals und heute*

Erwartete Vorteile in der Berufswelt statt Steuerbefreiung,
grenzenlose Fächerauswahl statt limitiertes Angebot, angenehmer
Einführungstag statt brutales Initiationsritual: Beim Start
des Studiums hat sich über die Jahrhunderte einiges verändert.

Die angehenden Studierenden mussten sich Hörner aufsetzen, die ihnen auf brutale Weise abgeschlagen wurden.



Melanie Häner

wissenschaftliche Assistentin und Doktorandin bei Christoph A. Schaltegger, Professor für Ökonomie. In ihrem Dissertationsprojekt untersucht sie am Beispiel der Universität Basel von 1460 bis heute, ob und inwiefern das Bildungsniveau und die soziale Stellung über die Generationen hinweg «weitervererbt» werden können.

 [www.unilu.ch/
melanie-haener](http://www.unilu.ch/melanie-haener)

Mitte September hat wieder ein neues Semester begonnen: Viele Maturandinnen und Maturanden haben sich entschieden, ein Studium aufzunehmen – an der Universität Luzern oder anderswo. Das Wort «studieren» entstammt dem Lateinischen «studere» und lässt sich mit «sich bemühen» übersetzen. Ansporn für diese Bemühungen bilden unterschiedliche Ziele. Für die angehenden Schweizer Studierenden sind gemäss einer Erhebung des Bundesamts für Statistik das «Interesse am Fach» sowie «die antizipierten Arbeitsmarkt- und Einkommenschancen» die ausschlaggebenden Faktoren für die Wahl eines Studienfachs.

Die Auswahlmöglichkeiten sind beinahe grenzenlos. Gemäss einer Auflistung von swissuniversities, der Rektorenkonferenz der schweizerischen Hochschulen, gibt es für alle, die sich für einen Bachelorstudiengang an einer einheimischen Universität interessieren, insgesamt 571 Auswahlmöglichkeiten. Zu wählen gilt es die Institution und das Fach. Hinzu kommt, dass viele Studiengänge auch die Wahl eines Nebenfachs oder gar mehrerer Nebenfächer zulassen. Die Kombinationsmöglichkeiten scheinen für heutige Studierende grenzenlos.

Die älteste Universität der Schweiz ist die 1460 gegründete Universität Basel. Damals waren die Motive für die Einschreibung an der Universität teilweise noch unabhängig vom angestrebten beruflichen Werdegang. So gab es etliche Immatrikulierte, die

sich einschrieben, um von der Steuerbefreiung und anderen mit der Einschreibung verbundenen Vorteilen profitieren zu können. Entsprechend waren nicht alle Immatrikulierten auch tatsächlich Studierende. Diejenigen, die sich für ein Studium interessierten, hatten bei weitem keine 571 Optionen. Zum einen konnten sie nicht zwischen mehreren inländischen Institutionen auswählen. Zum anderen war die Fächerwahl auf vier Fakultäten begrenzt, die nur wenige Studiengänge anboten: die Artistenfakultät (heutige Philosophische Fakultät) sowie die Fakultäten der Theologen, Juristen und Mediziner.

Auch die heutige Einschreibung für ein Studium unterscheidet sich stark von jener im 15. und 16. Jahrhundert. Während heute die Immatrikulation bürokratischer Natur ist und der Einführungstag den angehenden Studierenden keine Bauchschmerzen bereitet, gestaltete sich das Aufnahme ritual im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit um einiges unangenehmer. Um die Studierenden zu Fleiss, Gehorsam und Tugendhaftigkeit zu ermahnen, wurde das brachiale Ritual der Deposition eingeführt. Die angehenden Studierenden mussten sich künstliche Hörner aufsetzen und bestimmte Kleidungsstücke und Accessoires wie etwa Ochsenhäute oder künstliche Tierzähne tragen. Die Hörner und anderen Gegenstände wurden ihnen im Rahmen des Initiationsrituals vom sogenannten Depositor auf brutale Weise abgeschlagen. Heute finden solche Rituale an den Schweizer Universitäten zum Glück nicht mehr statt und lediglich Sprichworte wie «sich die Hörner abstossen» erinnern die heutigen Studierenden an die Qualen, die ihre Urahnen über sich ergehen lassen mussten, um an der Universität aufgenommen zu werden.

Wie die Ausführungen zeigen, ist der heutige Studienbeginn nicht mehr mit jenem aus früheren Zeiten vergleichbar. Geblieben ist die Möglichkeit, viel Neues zu lernen, denn wie einst Ralph Emerson sagte: «Ausbildung heisst, das zu lernen, von dem du nicht einmal wusstest, dass du es nicht wusstest.»



**MITTAGS
TISCH**



**ABEND
ESSEN**



EVENTS



**UND: DEINE
PROJEKTIDEE**

TREIBHAUS LUZERN
SPELTERINIWEG 4
6005 LUZERN

WWW.TREIBHAUSLUZERN.CH
@TREIBHAUS
041 369 81 00

